

**Roland Bude**

in Zusammenarbeit mit Falco Werkentin

## **Workuta**

**Strafe für politische Opposition in der  
SBZ/DDR**

**Berlin 2012**

**2. Auflage**

**Schriftenreihe des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen  
des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR**

**Band 30**

Titelblatt:

Umschlag der vom Innenministerium der UdSSR über Roland Bude angelegten persönlichen Akte (Privatarchiv Roland Bude)

Copyright 2010 beim Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR

2., unveränderte Auflage, 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere der Übersetzung, der Vervielfältigung jeder Art, des Nachdrucks, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie in Funk- und Fernsehsendungen, auch bei auszugsweiser Verwendung.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR dar. Für die inhaltlichen Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

ISBN: 978-3-934085-32-9

Der Berliner Landesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Scharrenstraße 17, 10178 Berlin

Telefon: (030) 24 07 92 - 0; Fax: (030) 24 07 92 - 99

Internet: [www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter](http://www.berlin.de/stasi-landesbeauftragter)

## **Inhalt**

Vorwort (Falco Werkentin) .....	4
Rückkehr nach Workuta .....	6
Kindheit und Jugend im Sudetenland .....	10
Flakhelfer, Soldat und Kriegsgefangener .....	20
In den Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit .....	27
Erste Begegnung mit dem Vater nach dem Krieg .....	36
Student an der Universität Rostock .....	38
Verhaftung und Verurteilung durch das Sowjetische Militärtribunal .....	47
Jahre in Workuta .....	56
Der Streik-Sommer 1953 im Schacht 40 .....	74
Zwischenstation auf dem Weg zurück: Das Unschlag Suchobeswodnoje .....	77
Heimkehr nach Deutschland .....	85
Der weitere Lebensweg .....	87
Rückblick .....	91
Dokumentenanhang .....	93

## **Vorwort**

Roland Bude ist ein Jahrhundertzeuge. Aufgewachsen im Sudetenland, erlebte er als Kind den sogenannten Anschluss an das Deutsche Reich, erfuhr als 17-jähriger Flakhelfer zum ersten Mal die Brutalität des Krieges und wurde 1944, gerade 18-jährig, als Soldat eingezogen. Auf abenteuerlichen Wegen gelang es ihm im Februar 1946, aus einem tschechischen Internierungslager nach Zittau/Sachsen zu fliehen. Zeitweilig in Thüringen Russisch-Lehrer, begann er 1947 sein Slawistik-Studium in Jena, das er ab dem Wintersemester 1948/49 an der Universität Rostock fortsetzte. Wie viele andere Kommilitonen versuchte er, sich gegen die Zumutungen einer sich erneut etablierenden Diktatur zu wehren. Er musste dafür mit fünf Jahren Arbeitslager im sowjetischen GULAG-System zahlen, bis es ihm nach den Verhandlungen von Bundeskanzler Adenauer 1955 in Moskau vergönnt war, in die Bundesrepublik Deutschland zurückzukehren und beruflich wie familiär ein normales und in der Summe zufriedenes, erfülltes Leben zu führen.

Zeit, seinen durch die vielen politischen Umbrüche des letzten Jahrhunderts nachhaltig geprägten und bestimmten Lebensweg zusammenhängend aufzuschreiben, hat er nie gefunden – oder sich nie genommen.

Nach den vielen verlorenen Jahren musste er sich zunächst beruflich etablieren und eine Existenz für die Familie schaffen. Es folgten Jahrzehnte einer interessanten, aber immer auch fordernden beruflichen Tätigkeit. Und kaum im Ruhestand, übernahm er vielfältige ehrenamtliche Aufgaben, um die Interessen ehemaliger politischer Häftlinge und politisch Verfolgter des Kommunismus zu vertreten. Nun, im späten Lebensalter, kommen gesundheitliche Probleme hinzu, die ihn hindern, noch selbst zur Feder bzw. zur Tastatur eines Computers zu greifen.

Dass sein Lebensweg – und dies gilt insbesondere für die frühen Jahre – nicht nur für Roland Budes Kinder und Enkelkinder oder für den unmittelbaren Freundeskreis von Interesse ist, bezeugen viele Texte, die nach 1990 entstanden sind, als nach dem Zerfall der Sowjetunion und des kommunistischen Weltlagers sowie der Wiedervereinigung Deutschlands sich ein breites öffentliches und wissenschaftliches Interesse am Schicksal derjenigen entwickelte, die zu Opfern der kommunistischen Diktatur geworden waren.

Roland Bude wurde zu einem gefragten Zeitzeugen. Daher gibt es inzwischen eine Vielzahl verstreuter Interviews und darauf basierender Darstel-

lungen zu einzelnen Phasen und Aspekten seines Lebens – zum Teil in anonymisierter Form. Besonderer Dank gilt Prof. Friedhelm Boll, der die Abschrift eines zweitägigen lebensgeschichtlichen Interviews uneigennützig zur Verfügung stellte, das er im September 2003 mit Roland Bude führte.

Hinzu kommen einige ausführliche Briefe, in denen Roland Bude auf Nachfragen von Historikern antwortete, und nicht zuletzt einige Archivalien, von denen die wichtigsten gewiss die Unterlagen aus dem Archiv des sowjetischen Geheimdienstes KGB/NKWD sind. Roland Bude erhielt sie 1993 ausgehändigt – anlässlich eines Besuchs im KGB-Archiv in der Moskauer Lubjanka und seiner Rehabilitierung durch die Russische Militärstaatsanwaltschaft.

Aus diesen vielfältigen Quellen wurden von mir erste Entwürfe für die einzelnen Kapitel geschrieben, die sich möglichst eng an bisherige Äußerungen von Roland Bude hielten. Für einige Kapitel konnten bereits erschienene Texte übernommen werden. Dies ist jeweils in Fußnoten ausgewiesen. Hier und da wurden diese Entwürfe um die Bitte ergänzt, kleine Lücken zu füllen und unklare Darstellungen zu präzisieren. Roland Bude sah die Entwürfe durch, ergänzte und korrigierte sie. Schließlich redigierte er nochmals gründlich den Entwurf der Schlussfassung.

Ich übernahm die Rolle eines Protokollanten, dessen Aufgabe es war, aus einer Vielzahl von Berichten über eine mir mehr und mehr vertrauter werdende Lebenszeit eines mir zuvor unbekanntem Menschen in dessen Ton und Stil eine zusammenhängende Darstellung zu kompilieren. Nicht meine Sicht und Bewertung historischer Ereignisse war abzubilden, sondern jene von Roland Bude.

Es war eine freundschaftliche, von zunehmendem Vertrauen geprägte Zusammenarbeit. Sie bereicherte nicht nur meine Geschichtskennntnisse. Dafür habe ich Herrn Bude zu danken.

Berlin, im Januar 2010

Falco Werkentin \*

\* Von 1993-2007 Stellvertr. Landesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Berlin.

### Rückkehr nach Workuta

Juli 1993. Mit einigen anderen ehemaligen Workuta-Häftlingen bin ich in Moskau im berühmt-berüchtigten Gebäude des ehemaligen sowjetischen Geheimdienstes KGB – der Lubjanka –, nun das Hauptquartier des neuen russischen Geheimdienstes, der als Föderaler Sicherheitsdienst (FSB) firmiert. Archivare des FSB legen uns unsere Akten vor.

So völlig neu scheint der „neue“ Geheimdienst dann doch nicht zu sein, denn unser Leseraum, das Arbeitszimmer des ehemaligen KGB-Chefs Jurij Andropow, wird noch immer geziert durch eine Statue des Gründers des sowjetischen Geheimdienstes Tscheka und langjährigen Volkskommissars für innere Angelegenheiten, Felix Edmundowitsch Dzierzhynskij. Der Ton ist uns gegenüber freundlich, zumal ich mit meinem Russisch Punkte machen kann.



Roland Bude (Mitte), Dr. Dietrich Hartwig (rechts)

Tage später besuchten wir – Heini Fritzsche, Dietrich Hartwig, Horst Hennig, Mike Müller-Helwig und ich – die Lagerwelt von Workuta bzw. das, was 1993 an Resten und Spuren noch übrig geblieben war. Hier hatten wir in den frühen 1950er Jahren als junge Männer die bittersten Jahre unseres Lebens verbracht.

Erst die historischen Veränderungen des Jahres 1989 mit dem Zerfall des kommunistischen Weltlagers, der Auflösung der Sowjetunion und der Wiedervereinigung Deutschlands hatten den zuvor völlig undenkbaren Besuch im alten KGB-Gebäude und die freiwillige „Rückkehr“ nach Workuta möglich gemacht.

Es lag in der Natur dieser Reise und ihrer Stationen – und verstärkt durch die Einsichtnahme in die mich betreffenden Akten des ehemaligen KGB –, dass die Erinnerungen an meine Verurteilung durch ein sowjetisches Militärgericht in Schwerin im Jahre 1950 und die harten Jahre im GULAG wieder bedrückend in den Vordergrund traten. Denn selbstverständlich wird man auch erinnert, wenn man Orte wieder aufsucht, die einst über Jahre das unfreiwillige Lebenszentrum bildeten. Mit der Rückkehr zu einst vertrauten Landschaften, Sonnenuntergängen, Gerüchen und Gebäude-Ensembles – auch wenn es 1993 nur noch Reste waren – kehren auch damit verbundene Situationen, Erlebnisse und Gefühle verstärkt zurück. Gleichwohl: Meine Emotionen hielten sich in Grenzen. Zudem war es seit meiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1955 nicht meine erste Reise in die Weiten Russlands. Es überwog das Gefühl einer gewissen Befriedigung, jene Zeit mit Anstand durchgestanden zu haben.

Bereits 1958 hatte ich aus freien Stücken die damalige Sowjetunion besucht – als Mitglied einer Delegation des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS). Selbstverständlich standen damals weder ein Besuch des sowjetischen GULAG-Systems noch gar der Zentrale des sowjetischen Geheimdienstes auf dem Programm. Doch wenn meine Erinnerungen nicht trügen, war diese erste freiwillige Reise in die Sowjetunion – kaum zweieinhalb Jahre nach meiner Entlassung aus Workuta – von weitaus stärkeren Emotionen und Spannungen begleitet als die Reise des Jahres 1993.

Zwar erklärten mich 1958 nahezu alle Freunde für „verrückt“, als ich das Angebot des damaligen Arbeitskreises sudetendeutscher Studenten annahm, an dieser Delegationsreise teilzunehmen, die auf Einladung des sowjetischen Jugendverbandes KOMSOMOL erfolgte. Aber gerade das war für mich zu jener Zeit der „Kick“: Als zwar inzwischen begnadigter, aber immerhin von der Sowjetunion ehemals als politischer Verbrecher Verurteilter nun quasi deren Staatsgast zu sein.

Schon das Ausfüllen des Visa-Antrags machte mir diebische Freude: „Waren Sie schon einmal mit einer Delegation, welcher Organisation, wann in der SU?“ Hier konnte ich getrost „Betrifft mich nicht“ ankreuzen.

Auf die Frage „In welcher anderen Eigenschaft waren Sie in der SU, wann und wo?“ antwortete ich: „Als Bauarbeiter und Bergmann 1951-55, Kombinat Workut-Ugolj.“

Zwar erhielt ich das Visum erst ca. fünf Tage vor der Abreise, während den übrigen Teilnehmern ihre Visa bereits drei Wochen früher zugestellt worden waren. Doch muss den sowjetischen Behörden am Besuch dieser Delegation außerordentlich viel gelegen gewesen sein, kaum mehr als ein Jahr nach der Invasion der Roten Armee in Ungarn und der Niederschlagung des Aufstands im November 1956 und dem folgenden Boykott ihrer Kontaktversuche zu den Ländern der westlichen Welt. So stellten sie ihre Bedenken wohl zurück, einen „politischen Verbrecher“ als Delegationsmitglied einreisen zu lassen. Und ich hatte meinen „Triumph“.

In späteren Jahren ergriff ich dann mehrfach die Gelegenheit, auch als Reiseleiter dieses große Land zu besuchen, dessen Sprache ich beherrsche und dessen Volkslieder ich aus Neigung bereits als Student in Rostock im „Slawisten-Chor“ der Universität gern gesungen hatte.

Schon nach meiner Entlassung 1955 und erst recht in den 1990er Jahren bin ich vielfach zu meiner frühen Lebensgeschichte, zu den Gründen meiner Verurteilung und zu den Jahren in Workuta befragt worden. Soweit ehemalige Schicksalsgefährten aus der Lagerwelt von Workuta meine Schilderungen mitgehört oder Darstellungen von mir gelesen hatten, kritisierten einige gelegentlich, dass ich den Überlebenskampf in den sowjetischen Arbeitslagern verharmlost, das tägliche Elend nicht deutlich und kräftig genug geschildert hätte.

Ich habe meinerseits keinen Anlass, an der Zuverlässigkeit von Zeugnissen ehemaliger Haftkameraden zu zweifeln, die ein grausameres Bild gezeichnet haben als ich in meinen Berichten. Was man in dieser Zeit erlebte – und wie man diese Jahre überlebte –, ist das Ergebnis einer Gemengelage aus individuell unterschiedlichen äußeren Bedingungen und der eigenen körperlichen wie seelischen Konstitution.

Abgesehen davon, dass sich die Lebensbedingungen im GULAG-System etwa ab 1950 gegenüber den Jahren zuvor verbesserten, hat meine Kenntnis der russischen Sprache, die ich im Lager nach und nach noch vertiefen konnte, mir in existentieller wie in psychologischer Hinsicht geholfen, diese Zeit zu bewältigen. Zudem durchstand ich diese Jahre mit der Einstellung, mein Schicksal anzunehmen und möglichst pragmatisch über den Alltag zu kommen. Mir war stets bewusst, wofür ich verurteilt worden



war und dass dies „objektive Gründe“ für die sowjetische Besatzungsmacht waren, mich nach Workuta zu schicken. Auch bin ich wohl von Geburt aus mit einer robusten körperlichen wie vor allem seelischen Konstitution ausgestattet, die in vielen Lebenssituationen dazu beigetragen hat, nicht zu verzweifeln. Es entsprach und entspricht nicht meinem Naturell, zu grübeln. Denn derjenige, der ständig grübelte, machte sich selber kaputt, wie ich häufig beobachten musste.

Zunächst aus Mangel an Zeit, dann infolge der abnehmenden Energie eines heute 83-Jährigen habe ich es nie geschafft, aus eigener Kraft einen zusammenhängenden Bericht über meine frühen Lebensjahre bis zur Rückkehr nach Deutschland 1955 aufzuschreiben. Auch wollte ich mich nicht selbst stilisieren und aus eigenem Antrieb herausstellen.

Die Initiative und Unterstützung des Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR machten es möglich, heute eine zusammenhängende Darstellung vorzulegen. Ohne das Engagement von Falco Werkentin, der die Mühe der Bearbeitung mit besonderem Einfühlungsvermögen und darstellerischem Geschick bewältigt hat, wäre es bei den „Bruchstücken“ geblieben. Hierfür gilt ihm mein besonders herzlicher Dank.

Roland Bude, im Januar 2010

## Kindheit und Jugend im Sudetenland

Heutigen jüngeren Generationen ist der Begriff Sudetenland in der Regel bestenfalls noch bekannt als Namensbestandteil einer Landsmannschaft, deren Angehörige einer als Folge des Zweiten Weltkrieges verloren gegangenen Heimat nachtrauern und bei ihren Treffen seltsame Kostüme tragen und merkwürdige Bräuche pflegen.

Für mich, 1926 in Freiwaldau geboren (heute Jeseník) – einst zu Österreichisch-Schlesien, dann ab 1919 zur neu gegründeten Tschechoslowakischen Republik (ČSR) gehörig –, ist jenes nach Sprache und Herkunft seit Jahrhunderten deutsche Siedlungsgebiet, in dem ich Kindheit und Jugend verbrachte, die Heimat. Für sie bürgerte sich seit Gründung der Tschechoslowakei der Begriff Sudetenland ein. Dieser Begriff, abgeleitet von den als „Sudeten“ bezeichneten Mittelgebirgsformationen in den Randgebieten Böhmens, ergab sich aus der Verlegenheit, neue Bezeichnungen zu finden, nachdem die Regierung der Tschechoslowakei den Gebrauch der traditionellen Bezeichnungen (Deutschböhmen und Deutschmähren) verboten hatte.

Neben Teilen von Österreichisch-Schlesien zählten seit Jahrhunderten weitere deutsch besiedelte Gebiete in Böhmen und Mähren zu diesem geografischen Raum in der Tschechoslowakischen Republik, der nach dem Münchener Abkommen<sup>1</sup> vom 29./30. September 1938 von deutschen Truppen besetzt und dem „Deutschen Reich“, wie es damals hieß, „angeschlossen“ wurde.

<sup>1</sup> In der Nacht zum 30. September 1938 unterzeichneten in München Adolf Hitler, der italienische Diktator Benito Mussolini, der französische Ministerpräsident Édouard Daladier und der britische Premierminister Arthur Neville Chamberlain das „Abkommen zwischen Deutschland, dem Vereinigten Königreich, Frankreich und Italien, getroffen am 29. September 1938“. Angesichts von Kriegsdrohungen Hitlers stimmten die Garantiemächte der ČSR, Großbritannien und Frankreich, der Abtretung des Sudetenlandes an das benachbarte Deutsche Reich zu. Das Münchner Abkommen regelte die Modalitäten der militärischen Besetzung. Alle Vertragspartner garantierten den territorialen Bestand der Rest-Tschechoslowakei. Wenig später, im März 1939, marschierte die Wehrmacht in der Rest-Tschechoslowakei ein. Damit war die Appeasement-Politik (englisch: Besänftigung, Beschwichtigung) vor allem Großbritanniens gescheitert – das Münchener Abkommen war null und nichtig geworden –, so die vorherrschende Einschätzung.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Wiedererrichtung der Tschechoslowakischen Republik wurden ca. 3 Millionen der knapp über 3,2 Millionen Sudetendeutschen vertrieben.

Mein Schicksal – oder die Zufälligkeit meines Geburtsortes – führte dazu, dass ich in einem Gebiet zur Welt kam und aufwuchs, das wegen seiner geografischen und politischen Lage insbesondere nach dem Ende des Vielvölkerstaates der Österreichisch-Ungarischen Monarchie durch starke Konflikte geprägt war, in deren Verlauf die verschiedenen Nationalitäten des neu geschaffenen Staates (Tschechen, Slowaken, Deutsche, Ungarn, Ukrainer, Polen und Juden) schon im vorherigen Jahrhundert – von Phase zu Phase unterschiedlich – einen hohen Preis zahlen mussten.

Wie sehr selbst noch am Ende des 20. Jahrhunderts in Kernbereichen Europas und trotz der übergreifenden Idee eines europäischen Hauses nationale oder ethnische Orientierungen Sprengkraft entwickeln können, zeigt nicht zuletzt die Auflösung der Tschechoslowakei. Kaum war der Ostblock zusammengebrochen und das kommunistische Regime überwunden, bildeten sich am 1. Januar 1993 zwei neue souveräne Staaten: die Tschechische und die Slowakische Republik. Es war allerdings eine friedliche Trennung, die sich radikal unterschied von der beginnenden grauenvollen Auflösung des Vielvölkerstaates Jugoslawien im selben Zeitraum.

Aber zurück zu meiner eigenen Geschichte:

Meine Eltern gehörten zur deutschsprachigen Mehrheit im Sudetenland, die allerdings in der neu gegründeten Tschechoslowakischen Republik eine nationale Minderheit bildete – wenngleich die größte, noch vor den Slowaken. Die Großeltern väterlicherseits besaßen im nördlichen Vorland des Altvatergebirges ein landwirtschaftliches Anwesen von ca. 10 ha, das über Jahrhunderte im Familienbesitz war. Aus Pflichtgefühl hatte der Großvater im Ersten Weltkrieg österreichische Kriegsanleihen gezeichnet und den Hof dafür belastet. Die nachmalige Tschechoslowakei erkannte diese Anleihen nicht an, so dass der Hof gepfändet und „nationalisiert“ wurde und 1919 der Familie verloren ging.

Meine Mutter stammte aus Freiwaldau, wo sie ihren Lebensunterhalt als Verkäuferin verdiente und ich am 22. März 1926 geboren wurde. Mein Vater studierte zu dieser Zeit an der Hochschule für Welthandel in Wien. Da das Geld nicht ausreichte, um weiter zu studieren und gar eine Familie zu ernähren, musste er das geliebte Studium abbrechen und eine Erwerbstätigkeit aufnehmen. In den nächsten Jahren war er als Buchhalter und Ge-

schäftsführer in verschiedenen kleineren Firmen im Bezirk Trautenau/Nordböhmen (heute Trutnov) am Südostfuß des Riesengebirges tätig. 1930 zog unsere Familie, die sich in diesem Jahr durch die Geburt meiner Schwester Guta vergrößert hatte, nach Aussig an der Elbe (heute Ústí nad Labem), knapp 70 km von Dresden entfernt – zu jener Zeit ein Ort mit ca. 40.000 Einwohnern, davon ca. 80 % Deutsche.

Mein Vater hatte das Angebot erhalten, hier im Gewerkschaftsverband Deutscher Angestellter eine leitende Funktion zu übernehmen. Wie der Name es bereits ausdrückt, war es typisch für diese Zeit und diesen Raum, sich entlang ethnischer – in damaliger Sprache „völkischer“ – Linien gewerkschaftlich und politisch zu organisieren. Dies galt auch für die Parteienlandschaft der Tschechoslowakischen Republik jener Zeit. So waren deutsche Sozialdemokraten in der 1919 gegründeten Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik (DSAP) organisiert, religiös Gebundene suchten ihre politische Heimat in der Deutschen Christlich-Sozialen Volkspartei (DCVP). Nur die Kommunisten hatten sich ungeachtet der ethnischen Unterschiede in der Kommunistischen Partei der ČSR zusammengeschlossen.

Mein Vater war 1922 der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei (DNSAP) beigetreten. Sie war ein Sammelbecken jenes Teils der sudenteutschen Bevölkerung, der der Gründung der Tschechoslowakei prinzipiell ablehnend gegenüberstand und dafür eintrat, die deutschsprachigen Gebiete der ČSR an das Deutsche Reich anzuschließen bzw. bei Österreich zu belassen. Dies, zumal der Gründungspräsident der ČSR, Tomáš Masaryk, nach eigenen Worten eine Politik der „Entgermanisierung“ der deutschen Gebiete befürwortete, systematisch Tschechen im Sudetenland angesiedelt und auch die Positionen im Verwaltungsapparat (Polizei, Bahn, Post) mehr und mehr von Tschechen besetzt wurden.

Zwar war die DNSAP, 1904 in Österreich-Ungarn als Deutsche Arbeiterpartei (DAP) gegründet, ursprünglich völlig unabhängig von Adolf Hitlers NSDAP, doch lehnte sie sich seit Ende der 1920er Jahre immer stärker an die NSDAP an. 1933 kamen die DNSAP und die Deutsche Nationalpartei (DNP)<sup>2</sup> einem geplanten Verbot durch ihre Selbstauflösung zuvor. Bei

<sup>2</sup> Die DNP wurde 1919 gegründet. Ihre zentrale politische Figur war Rudolf Lodgman von Auen, letzter Landeshauptmann von Deutsch-Böhmen, der den tschechoslowakischen Staat in seiner bestehenden Form ablehnte und eine Abtrennung – zumindest aber eine weitgehende Autonomie – für die mehrheitlich von Deutschen bewohnten Landesteile forderte.

Wahlen war die DNSAP nicht sehr erfolgreich. So kam sie bei den Parlamentswahlen im Oktober 1929 nur auf 2,8 % der Stimmen. Das entsprach etwa einem Anteil von 10 % der deutschen Wähler.

Die Rolle als Vertretung deutsch-völkisch orientierter Teile der Sudetendeutschen übernahm die im Oktober 1933 von Konrad Henlein<sup>3</sup> gegründete Sudetendeutsche Heimatfront. Sie musste im April 1935 ihren Namen in Sudetendeutsche Partei (SdP) ändern, wurde mehr und mehr von der NSDAP Adolf Hitlers unterstützt und geriet ab 1938 zunehmend unter deren Einfluss. Bei den Parlamentswahlen im Mai 1935 erreichte sie mehr als zwei Drittel der deutschen Stimmen und wurde im Parlament der ČSR stärkste Partei überhaupt.

Im Jahre 1934 zog unsere Familie nach Gablonz an der Neiße (heute Jablonec nad Nisou). Nach der Volkszählung des Jahres 1930 waren von den ca. 34.000 Einwohnern 79,5 % Deutsche und 16,5 % Tschechen.<sup>4</sup> Weit über die Landesgrenzen hinaus war die Stadt bekannt durch ihre Glasindustrie und Bijouterie- bzw. Schmuck-Manufakturen. Deren Anteil am Export der ČSR lag bei 12 %.

Da in der ČSR nach der Machtergreifung Adolf Hitlers deutsch-völkische Gewerkschaften und Parteien aufgelöst wurden, wurde mein Vater zeitweilig arbeitslos. Doch 1934 kam er als Mitgründer und späterer Vorsitzender der Deutschen Arbeitergewerkschaft (DAG) wieder in Lohn und Brot. Er verstand sich in erster Linie als Vertrauensmann der Arbeiter, aus deren Mitgliedsbeiträgen auch sein Gehalt finanziert wurde. Wie oft hörte ich zu Hause von ihm den Satz „Wir leben von Arbeiterkreuzern!“<sup>5</sup>, wenn er den Eindruck hatte, überhöhte Ansprüche der Familie abwehren zu müssen.

Hier in Gablonz nahm ich, bestimmt durch die deutsch-nationale Grundeinstellung meiner Eltern, als Kind an den Sportangeboten des von Konrad Henlein, dem späteren „Reichsstatthalter“ des deutschen „Reichsgaus Sudetenland“, geführten Deutschen Turnverbands (DTV) teil – eine deutsch-völkische Turnbewegung, deren plakative rassistische und antise-

<sup>3</sup> Nach dem Anschluss des Sudetenlandes übernahm Henlein die Funktion des Gauleiters und Reichsstatthalters des deutschen Reichsgaus Sudetenland und erhielt den Ehrenrang eines SS-Obergruppenführers. Am 10. Mai 1945 beging er in amerikanischer Gefangenschaft Selbstmord.

<sup>4</sup> Siehe [http://de.wikipedia.org/wiki/Jablonec\\_nad\\_Nisou](http://de.wikipedia.org/wiki/Jablonec_nad_Nisou)

<sup>5</sup> „Kreuzer“ war eine Währungseinheit aus der k.u.k.-Zeit.

mitische Ideologie sich noch nicht unübersehbar durchgesetzt hatte und die ich als Kind nicht wahrnahm. Von 1937 bis 1944 besuchte ich das deutsche Staats-Reform-Realgymnasium (gemischt), das ab 1939 als Oberschule für Jungen weitergeführt wurde. Meine Eltern förderten im Rahmen ihrer Möglichkeiten mein Bildungsstreben, sie sprachen – außer über Politik – viel über Kunst, Literatur und Musik und waren mit mir regelmäßige Besucher der Theater- und Konzertaufführungen. An der Oberschule in Gablonz legte ich dann auch im Juni 1944 das sogenannte „Kriegsabitur“ ab. Zwischenzeitlich, ab September 1943, war unsere Schulklasse zum Großteil als Luftwaffenhelfer nach Berlin verlegt worden, wo wir als Flak-Soldaten eingesetzt wurden. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Den vom sogenannten Dritten Reich unter Kriegsdrohungen mit dem Münchener Abkommen vom 29./30. September 1938 erzwungenen „Anschluss“ des Sudetenlandes an das Deutsche Reich erlebte meine deutsch-völkisch orientierte Familie, wie die überwiegende Mehrheit der Sudetendeutschen, als Verwirklichung des vom US-Präsidenten Wilson 1918 in seinem 14-Punkte-Programm<sup>6</sup> proklamierten Selbstbestimmungsrechts der Völker, das uns Sudetendeutschen seit 1918/19 von den Tschechen vorenthalten worden war. Sie sah darin die Wiedervereinigung ihrer Heimat mit dem alten deutschen Stamm- und Mutterland Österreich. Deutsche Truppen waren auf Befehl Hitlers bereits am 12. März 1938 in Österreich einmarschiert – ein Anschluss an das „Deutsche Reich“, den die Mehrheit der Österreicher begeistert begrüßte.<sup>7</sup>

<sup>6</sup> Thomas Woodrow Wilson, von 1913-1921 Präsident der USA. Er stellte im Januar 1918 ein 14-Punkte-Programm als Grundlage eines Friedensschlusses zur Beendigung des Ersten Weltkriegs vor. Es sah u.a. die Bildung eines Völkerbundes und das Selbstbestimmungsrecht der Völker vor.

<sup>7</sup> Wie sehr die Missachtung des Selbstbestimmungsrechts durch den Friedensvertrag von Saint-Germain vom 10. September 1919 und die Gründung der ČSR unter Einverleibung des Sudetenlandes über politische und weltanschauliche Grenzen hinweg die davon betroffenen Menschen verletzte, zeigt sich am Beispiel des österreichischen Sozialdemokraten und Juristen Karl Renner. Der Vertrag von Saint-Germain regelte nach dem I. Weltkrieg die Auflösung Österreich-Ungarns. Das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Bevölkerung im Sudetenland, die im Oktober 1918 eigenständige Provinzen gegründet hatte, wurde nicht berücksichtigt. Renner, von 1918-1920 Staatskanzler der Ers-

Gerade dieses Wort „Selbstbestimmungsrecht“ der Völker gehörte zu den ersten politischen Begriffen, die ich als Kind und Heranwachsender aufschnappte, wenn in unserer Wohnung meine Eltern mit politischen Freunden über die Lage der Sudetendeutschen diskutierten und darüber geklagt wurde, dass uns dieses Recht 1918/19 verweigert worden war. Dass die Rassen- und Herrenmenschenideologie der Nationalsozialisten mit ihren Welteroberungsplänen die absolute Negation des Selbstbestimmungsrechts der Völker bedeutete, konnte ich als Zwölfjähriger zu jener Zeit gewiss nicht erkennen. Hätte es anders sein können in dem Umfeld, in dem ich aufwuchs? Und auch für meine Eltern war das wohl höchstens eine radikale Randerscheinung.

Mein Vater, obwohl, wie bereits erwähnt, von 1922 bis zu ihrer Auflösung 1933 Mitglied der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei (DNSAP), hatte nach dem Anschluss 1938 zunächst Schwierigkeiten, in die NSDAP übernommen zu werden. Zwar von der Weltanschauung her Nationalsozialist, was immer auch er darunter verstand, war er nie – oder erst sehr spät, ich erinnere mich nicht genau – Henleins Sudetendeutscher Partei (SdP) beigetreten. Doch schließlich konnte auch er Mitglied der NSDAP werden. Als völkischer Gewerkschaftsfunktionär erhielt er nach dem Anschluss des Sudetenlandes und der Bildung des sogenannten Protektorats Böhmen und Mähren den Auftrag, die deutschen und tschechischen Gewerkschaften aufzulösen und in die Deutsche Arbeitsfront (DAF) bzw. das tschechische Pendant im Protektorat zu überführen. Dies bewirkte heftige Konflikte mit nationalsozialistischen Funktionären aus dem „Reich“, die mit dem alten tschechischen Gewerkschaftssystem völlig unvertraut waren und ihm in seine Tätigkeit hineinredeten. Mein Vater kannte viele der tschechischen Gewerkschaftsfunktionäre, mit denen er zu verhandeln hatte. Während es ihm darum ging, die Tschechen nicht unnötig zu verärgern, sondern ihren „good will“ zu erhalten, verhielten sich die NS-Funktionäre „aus dem Reich“ wie Vertreter einer Besatzungsmacht. Und so hörte ich meinen Vater des Öfteren zu Hause klagen: „Mit den Goldfasanen<sup>8</sup>, das mache ich nicht mit, das mache ich nicht mehr mit!“

---

ten Österreichischen Republik und 1945-1950 erster Bundespräsident der Zweiten Österreichischen Republik, begrüßte 1938 öffentlich sowohl den Anschluss Österreichs als auch des Sudetenlandes an das Deutsche Reich, wengleich er zu den Methoden auf Distanz ging.

<sup>8</sup> Eine spöttische Bezeichnung aus der Zeit der NS-Diktatur für NSDAP-Funktionäre, die eine goldbraune Uniform mit goldfarbenen Knöpfen trugen.

Aus Protest und Wut über die Parteibonzen der NSDAP, die von den Problemen keine Ahnung hatten, aber überall hineinredeten und die Tschechen nur verärgerten, meldete er sich zum Entsetzen meiner Mutter schließlich im Alter von 35 Jahren freiwillig zum Fronteinsatz bei der Waffen-SS – eine illusionäre „Lösung“ seiner Konflikte! Ich war im 15. Lebensjahr, als mein Vater in den Krieg zog und fortan nur noch selten als Front-Urlauber für wenige Tage nach Hause kam.

Wie in anderen Orten des Sudetenlandes gab es auch in Gablonz viele jüdische Familien, die im Zuge der Industrialisierung ihr Glück in der aufstrebenden Industriestadt suchten. Nach 1919 setzte ein verstärkter Zuzug aus Galizien und Wolhynien ein, als infolge der Auflösung der alten k.u.k. Monarchie diese Regionen Polen bzw. der Sowjetunion zugeschlagen wurden. Die Volkszählung im Jahre 1930 ermittelte im Gebiet des Sudetenlandes ca. 24.500 jüdische Bürger. Als ich am 1. September 1937 auf das Gymnasium kam, gab es in meiner Klasse 17 Mädchen und 13 Jungen, von denen vier bzw. fünf mosaischen Bekenntnisses waren. Eine Halbschwester meiner Mutter lebte in Wien mit einem jüdischen Angestellten der Straßenbahngesellschaft zusammen, ein Halbbruder meiner Mutter war Kommunist.

Bereits vor dem „Anschluss“ des Sudetenlandes hatten nicht wenige jüdische Gablonzer ahnungsvoll unsere Stadt verlassen; viele konnten nach dem Anschluss fliehen oder wurden außer Landes getrieben. Laut der Volkszählung vom Mai 1939 war die Zahl jüdischer Einwohner im Sudetenland auf ca. 2.400 geschrumpft.

Außerdem verließen auch viele Tschechen, die nach 1919 als Staatsbeamte auf die leitenden Posten in Verwaltung, Rechtswesen, Polizei, Post und Eisenbahn in die deutschen Siedlungsgebiete „versetzt“ worden waren, unter Mitnahme ihres beweglichen Besitzes fluchtartig die deutschen Bezirke. Es wurden also viele attraktive Wohnungen frei.

Mit der Überführung der „Deutschen Arbeiter-Gewerkschaft“ in die Deutsche Arbeitsfront hatte unsere Familie die Dienstwohnung meines Vaters, des letzten Vorsitzenden dieser deutsch-völkischen Gewerkschaft, räumen müssen. So kam es, dass unsere Familie im Sommer 1939 in die verlassene 3½-Zimmer-Wohnung des vor dem 8. November 1938 emigrierten jüdischen Rechtsanwalts Klausner in der Hauptstraße 3-5 umzog.



In der sogenannten Reichskristallnacht vom 9. zum 10. November 1938 war es auch in Gablonz zu Übergriffen gegen jüdische Bürger gekommen, brannte die Synagoge, wurden die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte eingeschlagen. Ich erinnere mich, dass meine Mutter einen jungen Freund der Familie, der bei uns ein und aus ging und sich offensichtlich daran beteiligt hatte, zurechtwies: „Schämst Du Dich denn nicht? Schämt Ihr Euch denn nicht? Einen Tempel, ein Gotteshaus zu zerstören.“

Wenig später erhielt meine Mutter einen Hilferuf von ihrer Halbschwester in Wien, deren jüdischer Lebensgefährte von den Nazis malträtiert worden war. Meine Mutter fuhr nach Wien und berichtete nach der Rückkehr meinem Vater voller Schrecken und Empörung, was sie von ihrer Halbschwester über die Verfolgung der Juden in Wien erfahren hatte. Ich erinnere mich, dass sie sinngemäß sagte: „Hör einmal, das haben wir ja nun nicht gewollt. So was nicht. Da muss man sich ja schämen, Nationalsozialist zu sein!“

Dies führte natürlich zu Spannungen zwischen meinen Eltern, wenngleich auch mein Vater meiner Erinnerung nach weder Antisemit war noch Gewalttätigkeiten guthieß.

Ob er sich für den Lebensgefährten meiner Wiener Tante einsetzte, der später nach Theresienstadt deportiert wurde und dort ums Leben kam, vermag ich nicht zu sagen. Nach dem Krieg half er seiner Schwägerin, ihre Ansprüche aus der NS-Verfolgung zu vertreten.

Auch in den seltenen und kurzen Zeiten des Fronturlaubs meines Vaters schnappte ich zumindest Fetzen der Gespräche zwischen meinen Eltern auf, in denen mein Vater offenbar von Gräueltaten der Wehrmacht und der SS in der Sowjetunion sprach. Trotz ihrer Vorsicht kriegte ich eine Menge mit, wenn mein Vater davon sprach, dass in der Sowjetunion Dinge passiert seien, wo man sich als Deutscher schäme.

Für die Annahme, dass meine Eltern keine Antisemiten waren, spricht auch, dass wir in jenem Haus, in dem unsere Familie von 1939 bis 1945 wohnte, als Etagennachbarn eine alte jüdische Dame hatten, Maria Sekera, die hier mit ihrer Tochter (nach damaligem Sprachgebrauch Halbjüdin) und deren Kind (nach damaligem Sprachgebrauch Vierteljüdin) lebte. Im September 1941 wurden der sogenannte Judenstern und weitere, verschärfte Diskriminierungen eingeführt. Als meine Eltern gefragt wurden, ob die jüdische Nachbarschaft auf der Etage sie stören würde, verneinten

sie. Das hat offenbar diese Familie vor der 1942 beginnenden Deportation in die Vernichtungslager bewahrt.

Bis zum Kriegsende hatte meine Mutter ein gutnachbarschaftliches Verhältnis zu dieser Familie, wie das so ist auf derselben Etage. Zwar mochte ich die alte Dame nicht besonders, da sie ein mir unangenehmes Parfüm benutzte, das ich nicht ertragen konnte, und da sie regelmäßig meine Mutter in Beschlag genommen hatte, wenn ich aus der Schule kam und mit meiner Mutter reden wollte. Doch erhielt ich von der Enkeltochter unserer Nachbarin, die eineinhalb Jahre älter als ich und eine Koryphäe in Mathematik war, auf Drängen meiner Mutter zeitweilig Nachhilfe.

Nach Kriegsende bescheinigte Frau Sekera, dass meine Mutter und unsere ganze Familie sich ihr und ihrer Familie gegenüber immer anständig verhalten haben<sup>9</sup>, so dass meine Mutter 1945 von den Tschechen nicht so rüde behandelt wurde wie viele andere Sudetendeutsche.

Seit mein Vater als Soldat der Waffen-SS im Krieg war, sah ich ihn nur noch selten und litt nicht mehr unter seiner übermäßigen Strenge und der unerbittlichen Forderung, in der Schule immer „der Beste“ zu sein. Gegenüber meiner Schwester blieb er weitaus nachsichtiger, was verständlicherweise mein Gerechtigkeitsgefühl sehr empörte.

Wie nahezu alle Kinder und Jugendlichen meiner Generation im sogenannten Dritten Reich wurde ich beim „Anschluss“ 1938 gemäß Reichsgesetz von 1936 Mitglied des Deutschen Jungvolks (DJ) und mit 14 Jahren nicht in die Hitler-Jugend (HJ)<sup>10</sup> überführt, sondern, wie es gerade bei Oberschülern üblich war, als Führer im Jungvolk eingesetzt.

Später, in der Sowjetischen Besatzungszone, verschwieg ich tunlichts diese Funktion, ständig von der Angst begleitet, dass dies doch noch bekannt werden könnte. Gleichzeitig empfand ich diese Lüge als Makel, als persönliches Versagen, und war erstaunt, von Gleichaltrigen zu hören: „Ich bin doch nicht blöd – natürlich habe ich das nicht angegeben.“

Mein Tagesablauf als Schüler in Gablonz war bestimmt durch den Schulunterricht selbst, durch meine Aktivitäten als Jungvolk-Führer und durch Nachhilfeunterricht, den ich vor allem in Latein und Mathematik gab, um mein Taschengeld aufzubessern. Der Krieg hatte 1942/43 Gablonz noch

<sup>9</sup> Siehe Dokument Nr. 1: Erklärung Frau Sekera und Tochter.

<sup>10</sup> Die Bezeichnung Hitler-Jugend war zugleich der Oberbegriff, der auch die Jungmädchenschaft und den Bund Deutscher Mädchen (BDM) umfasste.

nicht erreicht, so dass auch die Tanzschule für uns Heranwachsende noch zur Normalität gehörte – trotz der Niederlage der Wehrmacht in Stalingrad. Da ich mit zwei Zwillingsbrüdern befreundet war (Günther und Harald Finger), deren Eltern in Gablonz vier Kinos betrieben, hatte ich zudem die Möglichkeit, häufig ins Kino gehen zu können, ohne dafür bezahlen zu müssen. Altersgemäß unerfahren, waren wir begeistert von den Wochenschau-Berichten, die den „heldenhaften“ Kampf deutscher Soldaten ins Bild setzten. Eine Ausnahme war Günther, einer der beiden Zwillingsbrüder, der eine deutlich pazifistische und Anti-NS-Haltung einnahm und mich regelrecht dafür geringschätzte, dass ich Jungvolk-Führer wurde.

Ich jedoch ließ mich vor dem Hintergrund meiner familiären Erziehung einfangen von den in der NS-Propaganda geschilderten „Heldentaten“ deutscher Soldaten.

Von der Brutalität des Krieges mit seinen Gräueln hatte ich selbst noch nichts mitbekommen. Dies sollte sich bald ändern.

## **Flakhelfer, Soldat und Kriegsgefangener**

Den blutigen Ernst des Krieges erfuhr ich erstmals, als im September 1943 der größte Teil meiner Schulklasse geschlossen nach Berlin „versetzt“ wurde, um als 17-jährige Luftwaffenhelfer an 10,5-cm-Flak-Geschützen eingesetzt zu werden.

Schulisch betreut wurden wir an drei Nachmittagen in der Woche durch die Goethe-Oberschule in Berlin-Halensee, wenn nicht gerade wieder Fliegeralarm war. Unsere Flak-Stellung befand sich in Berlin-Ruhleben – eine Großbatterie mit acht Geschützen. Ich wurde als Richtkanonier eingesetzt.

Hier erlebte ich die schweren Bombenangriffe auf Berlin im November 1943 – zusammen mit Günther und Harald, den Zwillingsbrüdern aus Gablonz, mit denen ich seit Jahren befreundet war und fast die gesamte Freizeit verbrachte.

Ängstlich waren wir Jugendlichen nicht. Im Gegenteil: Wir wollten uns ja als Männer beweisen. Wir waren eher tollkühn – ganz im Gegensatz zu zwei älteren Kanonieren an unserem Geschütz, die sich bei Angriffen, wie man so sagt, „in die Hosen machten“.

Bei einem dieser Angriffe kam plötzlich ein Melder vom Batteriechef, laut rufend: „Luftwaffenhelfer Finger zum Batteriechef!“ Gemeint war Harald, der Kräftigere von den Zwillingen, der mit mir am selben Geschütz war. Nach 20 Minuten kam er zurück und sagte: „Du, Roland, der Günther ist schwer verwundet. Geh’ hin zu ihm. Ich kann nicht mehr.“ Als ich fragte, wo er denn sei, führte er mich zu einer der eingegrabenen Baracken, die halb zerstört war; in einem der Räume lag Günther. Mir verschlug es die Sprache. Im Bereich des Bauches war der Leib offen – ich sah alle Eingeweide. Ein Unterarm zerschmettert, auf der anderen Seite waren die Schulter und ein Unterschenkel zerfetzt. Harald bestand darauf, dass ich Günthers unverletzte Hand nahm. Ich gab ihm also die Hand, redete ihm Mut zu und versicherte ihm, dass die Sanis schon unterwegs seien. Er wusste wohl auch nicht, wie schlimm er dran war. Ich hielt also weiterhin seine Hand und wir begruben – immer wieder stockend – unsere alten Rivalitäten aus der Zeit in Gablonz. Ich bescheinigte ihm, dass ich ihn nicht mehr für eine Memme, sondern für einen „ganzen Kerl“ halten würde. Heute mag das lächerlich klingen – für uns 17-Jährige war eine solche Versicherung damals von großer Wichtigkeit.

Schmerzen schien Günther nicht zu verspüren, doch wiederholte er immer wieder dasselbe: „Ich spüre es doch. Ich spüre es doch. Ich laufe doch aus. Mein Blut verrinnt doch.“ Ansonsten kein Stöhnen, kein Schmerzenslaut. Ich saß da mit ihm so ungefähr von drei viertel neun bis drei viertel zwölf. Um uns herum krachten weiter Bomben; die Baracke brannte immer noch, Windstöße heulten, und, und, und. Schließlich kam ein Sanitätswagen. Günther wurde versorgt und in Begleitung seines Bruders ins Lazarett am Olympiastadion auf dem Gelände des Reichssportfeldes gefahren. Harald kam nachts zwischen eins und zwei zurück, weckte mich und sagte: „Der Günther ist tot“ – sonst kein Wort. Ich bin noch heute froh, dass wir unse- re jugendlichen Rivalitäten noch kurz vor seinem Tod ausgeräumt haben.

Bis heute unerklärlich ist für mich, dass ich in den letzten Tagen als Flakhelfer in Berlin einen Antrag auf Mitgliedschaft in der NSDAP gestellt haben soll. Dies besagt jedenfalls eine Karteikarte aus dem ehemaligen Document-Center in Berlin, das heute vom Bundesarchiv verwaltet wird. Nachdem vor einigen Jahren bekannt wurde, dass im Document-Center NSDAP-Mitglieds-Karteikarten gefunden wurden, auf denen Namen bekannter Persönlichkeiten wie Martin Walser (Schriftsteller), Dieter Hildebrandt (Kabarettist) oder Paul Lübke (Philosoph) stehen – alles Männer der Jahrgänge 1926/27 –, beunruhigte mich die Frage, ob auch ich 1944 als NSDAP-Mitglied erfasst wurde. Eine Anfrage beim Bundesarchiv ergab, dass über mich eine entsprechende NSDAP-Mitglieds-Karte vorhanden ist. Demnach soll ich als 17-Jähriger am 15. Januar 1944 den Aufnahmeantrag gestellt haben und laut Karteikarte am 20. April 1944 in die NSDAP aufgenommen worden sein.

Vor dem Hintergrund meines durch die Eltern und die Zeitumstände geprägten unreifen Weltbildes hätte ich vermutlich einem Aufnahmeantrag auch nicht widersprochen, wäre man damit an mich herangetreten. Doch wie viele andere Personen meiner Flakhelfer-Generation, die 1944 18 Jahre alt wurden und bei denen gleichfalls der 20. April 1944 (Hitlers 55. Geburtstag) als Datum der NSDAP-Aufnahme vermerkt ist, vermag ich mich weder an einen Aufnahmeantrag in der Zeit als Flakhelfer in Berlin noch an die Aushändigung eines NSDAP-Mitgliedsbuches in den folgenden Monaten in Gablonz erinnern, so sehr mir andererseits meine Aktivitäten als Jungvolkführer in diesen Monaten im Gedächtnis sind. Bin ich ohne mein Zutun und Wissen zusammen mit anderen Angehörigen der Hitler-Jugend in einem Sammelverfahren aufgenommen worden?

Dafür spricht, dass ich zum Zeitpunkt des Antragsdatum (15. April 1944) noch Flakhelfer (bis zum 22. April 1944) in Berlin war.

Ende Februar 1944 ging es zurück nach Gablonz. Meine Mutter war inzwischen kriegsdienstverpflichtet. Ein Teil der Klasse wurde zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, ich und andere Mitschüler von der Hitlerjugend dienstverpflichtet. Man setzte uns als „Lagerführer“ ein, um die im Rahmen der Kinderlandverschickung aus Gebieten mit starken Luftangriffen evakuierten Kinder zu beaufsichtigen. Andere Aufgaben betrafen den Luftschutz und sonstige „kriegsnotwendige“ Tätigkeiten. Nebenbei lief ein eingeschränkter Schulunterricht, ähnlich wie zuvor in Berlin.

Im Mai/Juni 1944 kamen wir für vier Wochen an die alte Schule in Gablonz zurück und machten das sogenannte Kriegsabitur – die Versetzung in die 8. Klasse der Oberschule. Unmittelbar anschließend, am 15. Juni 1944, folgte unsere Einberufung zur Wehrmacht. Zunächst kam ich, wie die meisten Abiturienten, als Reserveoffiziers-Bewerber auf den Truppenübungsplatz Zeithain bei Riesa/Sachsen zum Infanterie-Ausbildungsbataillon 440 Zittau/Sachsen. Der Dienst war eine große Enttäuschung. Es fehlte an Uniformen und Ausrüstung. Wir mussten in unseren Zivilklamotten exerzieren, Marschübungen absolvieren und Ehrenbezeugungen einüben. Die Verpflegung war „spartanisch“. Einige Zeit später kamen wir nach Leipzig-Wiederitzsch und wurden endlich eingekleidet, aber ansonsten weiter mit Formaldienst traktiert. Dann ging es in Güter- bzw. Viehwaggons Richtung Osten, ins sogenannte Generalgouvernement (Polen) – wir kamen über viele riesige Verschiebebahnhöfe und empfanden große Verwirrung. Es drängte sich uns der Eindruck auf, dass polnische Eisenbahner unseren Transport zeitweilig fehlgeleitet hatten.

Es gab keine Soldatenzeitungen oder Flugblätter, und nicht einmal die täglichen Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) wurden uns bekannt gegeben. Die Irrfahrt endete schließlich östlich von Krakau in Brzesko, unweit der Salzbergwerke von Bochnia. Hier wurden wir vereidigt. Ein langer Fußmarsch – mit Tornister, Wäschebeutel, Gasmaske und Spaten, aber noch immer ohne Gewehr – führte uns bis Jadowniki. Die Verpflegung und Unterkunft in einem viel zu kleinen Schulgebäude waren miserabel, unter den Kameraden gab es Ausfälle nach Impfungen gegen Ruhr, Cholera und Typhus und wegen der Überanstrengung durch strapaziöse Gepäckmärsche. Nachts mussten wir als Doppelposten mit Gewehr Wache schieben und patrouillieren, da es zu Übergriffen der pol-

nischen Untergrundbewegung kam – doch eine reguläre Ausbildung an der Waffe hatten wir bisher nicht erhalten.

Im August 1944 erlebte ich meine infanteristische Feuertaufe. Man hatte uns in eine Frontlücke geworfen, nachdem es der Heeresgruppe Mitte gelungen war, einen Durchbruch der Roten Armee zurückzuschlagen. Wir lagen unter starkem Beschuss, es gab die ersten Toten, ohne dass wir den Feind sahen.

Mitte September 1944 wurde meine Einheit in die Slowakei verlegt, um gegen slowakische Truppen eingesetzt zu werden. Sie hatten mit dem Hitler-Deutschland unterstützenden Regime von Jozef Tiso gebrochen und kämpften nun gegen die Wehrmacht.<sup>11</sup> In den Wäldern des slowakischen Erzgebirges stießen wir auf Vorratslager – von englischen Flugzeugen abgeworfene militärische Ausrüstungsgegenstände und Verpflegung. Uns gingen die Augen über. Wir wechselten die Schuhe, erbeuteten dicke Fußsocken, Wäsche, Decken und konnten uns an Köstlichkeiten wie Cola-Schokolade, Corned Beef, Whisky und Camel-Zigaretten laben – Dinge, die wir in der Wehrmacht nicht kannten. Es kamen erste Zweifel an unserer militärischen Stärke und am „Endsieg“ auf.

Ab Oktober 1944 kamen ich und weitere Kameraden, die für die Reserveoffiziers-Laufbahn als geeignet befunden worden waren, zur weiteren Ausbildung in eine Kaserne nach Liptovský-Svätý Mikuláš, eine Stadt von damals etwa 10.000 Einwohnern in der mittleren Slowakei. Insbesondere die Gefechtsausbildung war äußerst hart, doch zu ertragen, da die Feldwebel und Unteroffiziere mit uns anständig umgingen und uns Oberschüler nicht ausspotteten.

Als die Rote Armee im Januar 1945 an der Weichsel die Front durchbrach, meldete sich unser Lehrgang geschlossen freiwillig zum Einsatz. Unsere Offiziere, die „Fähnrichsväter“, waren klüger: „Das haben wir nicht anders erwartet“, erklärten sie uns, „aber Deutschland braucht auch eine Führungs-Reserve.“ Das rettete uns davor, an der Front „verheizt“ zu werden.

Meine letzte Station bei der Wehrmacht war eine sogenannte Feldausbildungseinheit an der Olsa, dem Grenzfluss zwischen der Slowakei, Mähren und Polen. Hier sollten wir „Kinder“, wie die Ausbilder uns genannt hat-

<sup>11</sup> Am 14. März 1939 war ein formell unabhängiger slowakischer Staat gebildet worden – ein Vasallenstaat, dessen Streitkräfte bis August 1944 auf deutscher Seite kämpften. Staatspräsident war Jozef Tiso, ein katholischer Priester. Der sogenannte Slowakische Nationalaufstand begann am 29. August 1944.

ten, eine infanteristische Grundausbildung erhalten. Es waren Wachtmeister und Unteroffiziere der Luftwaffe, teils hochdekoriert, die aus Altersgründen für die Front nicht mehr einsatzfähig waren oder weil es an Flugzeugen, Treibstoff und Waffen für sie fehlte. In dieser Zeit erreichte uns die Nachricht vom Tod des amerikanischen Präsidenten Franklin D. Roosevelt (12. April 1945), was Gerüchte und Hoffnungen ins Kraut schießen ließ. Schließlich kam die Nachricht, dass unser „Führer“ Adolf Hitler am 30. April im Kampf um Berlin in vorderster Linie den „Heldentod“ gefunden hätte.

Anfang Mai galt nur noch: Rette sich, wer kann! Insgesamt gesehen, hatte ich mein Soldatendasein glücklich überstanden. In infanteristische Nahkämpfe war ich nie verwickelt worden.

Die Wehrmacht befand sich nun in Auflösung. Alle versuchten, sich vor der nachrückenden Roten Armee zu retten und das Gebiet jenseits der Moldau zu erreichen, wo amerikanische Truppen stehen sollten.

Die bedingungslose Kapitulation am 8. Mai löste in mir vor allem ein Gefühl aus: Junge, Du hast überlebt, Du kannst nicht mehr verwundet, nicht mehr totgeschossen werden.

Wir erhielten unsere Wehrpässe ausgehändigt, womit wir nicht mehr der militärischen Disziplin unterstanden. Wir galten als aus der Wehrmacht Entlassene. Erfolgte die Flucht vor der Roten Armee zunächst noch in Truppenteilen und Kolonnen, so galt bald nur noch für jeden einzelnen Soldaten das individuelle Durchkommen! Von der stolzen Wehrmacht, wie ich sie aus der Wochenschau kannte und wie sie meiner Vorstellung entsprach, war nichts mehr übrig geblieben.

Ich selbst erlebte, wie Landsern, die sich an Lastautos anhängten, von den Kameraden, die auf der Ladefläche Platz gefunden hatten, mit Spaten die Hände kaputtgeschlagen wurden, damit die LKWs von der zusätzlichen Last befreit waren.

Wenige Kilometer vor der Moldau, in einer kleinen Ortschaft, deren Name mir entfallen ist, wurden wir von deutschen Offizieren, die in Begleitung tschechischer Zivilisten mit roten Armbinden waren, dazu aufgefordert, unsere restlichen Waffen (Gewehre, Bajonette, Pistolen) auf einem großen Marktplatz niederzulegen. Uns wurde versprochen, dass wir, wenn wir weitermarschierten, noch rechtzeitig vor den Russen über die Moldau zu den Amerikanern kämen. Doch kaum hatten wir den Ort verlassen, kamen uns schon Tschechen mit Gewehren entgegen, die uns aufforderten, kehrt zu machen und in Fünferreihen zurückzumarschieren. Und wenig



später kamen Soldaten der Roten Armee hinzu, die zusammen mit den Tschechen unsere Kolonne begleiteten – alle 15 Meter von einem Russen hoch zu Ross bewacht, dazwischen in Höhe jeder dritten Reihe links und rechts ein Tscheche mit Gewehr. Und nun ging das also Richtung Osten! Ich wusste, da hatten wir nichts Gutes zu erwarten, und so trieb mich nur ein Gedanke: „Wie kommst du da weg?“

Und so nutzte ich zusammen mit anderen Kameraden die erste Gelegenheit, um zu fliehen, als wir durch ein unübersichtliches Waldgelände marschierten. Hierzu ermutigt wurde ich auch dadurch, dass der links von mir uns begleitende Tscheche ein deutsches Schnellfeuergewehr 43 trug. Ich wusste, dass diese Waffe ein sehr kompliziertes Schloss hat und er einige Zeit benötigen würde, bis er schießen könnte.

Kurz und gut – mir gelang zunächst die Flucht den Hang hinauf und durch das dichteste Gestrüpp. Ich rannte, so weit ich konnte und Kraft hatte, kroch schließlich ins dichte Unterholz. Allmählich verstummten Schreie und Schüsse.

Noch am gleichen Tage traf ich auf einen hochgewachsenen etwa 40-jährigen Landser. Wir verständigten uns darauf, gemeinsam zu versuchen, uns zu den Amis durchzuschlagen. Ich hatte noch eine Uhr und eine Landkarte zur Orientierung, zudem einige Kenntnisse von der Geografie Böhmens und – besonders wichtig – ein ganzes Kommissbrot. Mein Ziel war, mich zu dem Halbbruder meiner Mutter durchzuschlagen, der als überzeugter Kommunist 1934 einige Wochen eingesperrt gewesen war, dann aber entlassen wurde und zuletzt Gutsverwalter in Westböhmen war. Ich ging davon aus, dass man unter den neuen Verhältnissen diesem Altkommunisten nichts antun würde.

Doch zunächst verlor ich mein Kommissbrot: Mein Fluchtgefährte war damit auf und davon, als ich vom Schlaf übermannt worden war – eine bittere Lektion in Kameradschaft! Vor Verzweiflung kamen mir die Tränen, ich biss in meine Arme und in das filzige Waldgras. Einige Tage musste ich mich von jungen Fichtentrieben und Klee ernähren und versuchte weiterhin, mich der Moldau zu nähern und nach Westböhmen durchzuschlagen. Zwischendurch gelang es mir – noch immer in Uniform –, von Bewohnern eines kleinen Gehöfts auf Tschechisch einen Keil Brot und Griebenfett zu erbitten, während andere Dorfbewohner bereits auf dem Weg waren, mich gefangen zu nehmen. Doch wieder konnte ich entwischen.

Schließlich, es war der 18. Mai, kamen die Flucht und das Versteckspiel zu einem vorläufigen Ende. Mir hatten sich inzwischen drei umherirrende Luftwaffensoldaten mit prall gefüllten Rucksäcken angeschlossen, die meinen Tschechisch-Kenntnissen und meiner Landkarte vertrauten und mit denen zusammen ich tatsächlich die Moldau erreichte. Die Frage war nur: Wie kommt man über den Fluss?

Noch bevor wir erste Schritte unternehmen konnten, hörte ich plötzlich tschechische Laute. Es waren zwei mit Gewehren bewaffnete Männer mit den Binden der Revolutionsgarde am Oberarm. Den Jüngeren konnte ich auf Tschechisch in ein Gespräch verwickeln und bot ihm an, ihnen unser gesamtes Geld zu geben, wenn sie uns sagten, wo ein Boot zu finden sei, damit wir über die Moldau zu den Amerikanern übersetzen könnten.

Doch sie machten uns klar, dass die Amerikaner inzwischen abgezogen und die Russen nachgerückt waren. Sie führten uns an eine Stelle, von der wir auf eine Moldaubrücke schauen konnten, auf der russische LKWs Richtung Westen fuhren. Die Aufgabe unserer Bewacher war es, versprengte deutsche Soldaten einzufangen und zu einem tschechischen Internierungslager zu bringen, das in Sedlčany (deutsch: Seltshan), etwa 60 km südlich von Prag, im Bereich eines großen Truppenübungsplatzes der Waffen-SS, eingerichtet worden war. Immerhin gab es das Versprechen, uns nicht an die Russen auszuliefern. Offenbar, um unser Misstrauen abzubauen, führten sie uns zunächst in ihr Wohnhaus in der Nähe am Moldau-Ufer, wo wir – völlig ausgehungert – Milchkaffe, Brot und Butter erhielten und uns mit heißem Wasser waschen und rasieren konnten.

Auf dem anschließenden Fußmarsch nach Sedlčany erwiesen sich unsere Bewacher als Beschützer vor den Rotarmisten. Unterwegs gaben wir ihnen alles, was wir an halbwegs wertvollen Sachen noch bei uns führten (Uhr, Geld, Fotoapparat, Füller). Bei Kontrollen durch russische Soldaten konnten wir zeigen, dass wir keine SS-Tätowierungen am Arm trugen, und wollten die Soldaten uns nach Wertsachen durchsuchen, so erklärten unsere Bewacher: „Die haben wir schon selbst ausgeplündert!“

Wenn wir bei Kräften gewesen wären, hätten wir die beiden überwältigen können – aber man hatte nicht mehr den Mut und den Willen dazu.

## **In den Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit**

In Sedlčany lieferten uns unsere Begleiter im örtlichen Gefängnis ab, in dem sich bereits zwei Dutzend Kameraden aus den verschiedensten Wehrmachtseinheiten befanden. Es ging sehr ungezwungen zu. Zwei etwa dreißigjährige Männer hatten die Aufsicht – sonstige Wachen gab es nicht. Dies war auch nicht nötig. Wir waren ja froh, ein Dach über dem Kopf zu haben und sicher vor unkalkulierbaren Übergriffen russischer Soldaten und tschechischer Revolutionsgarden zu sein. Zwar wurde das Gefängnis nachts abgeschlossen, aber durch Fenster konnten wir es trotzdem verlassen – vor allem, um draussen Essen zu organisieren, in erster Linie Kirichen. Denn die Verpflegung war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.

Unter der Regie der Stadtverwaltung schickte man uns zum Arbeitseinsatz. Es ging darum, die Gebäude des ehemaligen SS-Standorts von Müll und Unrat zu befreien und wieder herzurichten – die Truppe hatte die Unterkünfte in Panik verlassen.

Die Rote Armee hatte einige Gebäude als Lazarett eingerichtet. Wir Internierten wurden nun dazu eingespannt, für das Lazarett Heizmaterial zu besorgen. Und da es noch nicht wieder Kohlen gab, schickte man uns los, aus den Gebäuden und Häusern alles brennbare Material (Möbel, Dielen, Türen und dergleichen) herauszuholen.

Als die Besitzer der Häuser zurückkamen, die anfangs davon ausgingen, dass wir internierten Landser zur alten SS-Besatzung gehörten, richtete sich zunächst ihr ganzer Zorn gegen uns – zumal sie uns auch für die durch die Holzaktionen verursachten Verwüstungen verantwortlich machten. Sie gingen mit Wurfgeschossen und Holzlatten so massiv gegen uns vor, dass wir die Rote Armee um Begleitung und Schutz bei der Arbeit bitten mussten. Und ähnlich war es, als wir, von tschechischen Aufsehern begleitet, auf dem Marktplatz von Sedlčany an Sonn- und Feiertagen das Gras und Unkraut zwischen den Pflastersteinen entfernen mussten.

Das Verhalten der Bevölkerung verbesserte sich zusehends, nachdem einige von uns Bewohnern der Stadt zum Arbeitseinsatz zugeteilt wurden und in Gesprächen vermittelt werden konnte, dass wir nicht zur alten SS-Besatzung gehörten. Von Vorteil war natürlich, dass wir Internierte aus dem Sudetenland uns auf Tschechisch verständlich machen konnten. Schließlich verbesserte sich die Situation wesentlich, nachdem zwei ehemalige tschechische KZ-Häftlinge, die in ihre Heimatstadt zurückgekehrt waren,

sich dafür einsetzten, uns Internierte besser zu behandeln. Im Laufe der Zeit kam es sogar dazu, dass einige von uns, die nach Feierabend privat für tschechische Familien arbeiteten, sonntags wiederholt zum Essen eingeladen wurden.

Meine Desillusionierung über das NS-Regime und den „Führer“ hatte bereits in den letzten Kriegsmonaten schleichend eingesetzt. Jetzt, im tschechischen Internierungslager, waren es vor allem Gespräche mit Mitgefangenen, darunter Generalstabsoffiziere und ein Rittergutsbesitzer aus dem ostpreußischen Kreis Rastenburg, sowie die nicht mehr abweisbaren Berichte über den Völkermord an Juden und sonstige Verbrechen in den besetzten Ländern, die bei mir mit den letzten Täuschungen und Selbsttäuschungen über das NS-Regime aufräumten.

Es waren quälende Fragen: Wie war es möglich, dass ein Mann ohne Beruf wie Hitler in höchste Verantwortung gelangt war? Wie konnte es geschehen, dass sich das deutsche Volk mehrheitlich so blenden und verführen ließ? Warum hatte sich das deutsche Volk von der NS-Führung in Verblendung – oder sehenden Auges – in die Katastrophe treiben lassen? Der Wahnsinn des Krieges und die Unmenschlichkeit des NS-Herrschafts-systems – im Internierungslager begann ich, manches zu begreifen.

Von einem internierten Kameraden, einem Deutschen aus der Batschka<sup>12</sup>, der serbokroatisch sprach, ließ ich mir in dieser Zeit die russische Schrift beibringen. Dies sollte sich in den nächsten Jahren als Vorteil erweisen. Mit der Zeit empfanden wir es immer unerträglicher, dass wir keine Möglichkeit hatten, unseren Angehörigen zu schreiben. Also versuchte es der eine oder andere illegal. Ich schrieb unter dem Absender eines Einwohners von Sedlčany, des Tischlers Ludwig Karesch, bei dem ich ab und an arbeitete, an eine mit meinen Eltern befreundete Familie in Gablonz, die die österreichische Staatsangehörigkeit hatte und in der NS-Zeit von den Rassegesetzen betroffen gewesen war. Und in der Tat gelangte mein Brief in die Hände meiner Mutter. Sie antwortete, dass ihre Schwester in Wien sich darum bemühe, uns zu sich zu holen. Da deren Lebensgefährte in Theresienstadt ermordet worden war, hatte sie Hoffnungen, dass deren

<sup>12</sup> Eine Region in Ostmitteleuropa, heute zwischen Serbien und Ungarn aufgeteilt. Im 18. Jahrhundert begann eine intensive Kolonisation der Batschka durch deutsche Siedler, vor allem die sogenannten Donauschwaben.

Wort zählen würde. Welch wechselseitiges Glück für uns zu erfahren, dass wir noch lebten! Die Post verbarg ich in meinem Strohsack.

Ende Januar 1946 wurde unser Lager plötzlich gründlich durchsucht, nachdem ein Kamerad geflohen war. Zusammen mit den vier Offizieren wurde ich wegen unerlaubten Briefwechsels in das Straflager Pacov verbracht – dort herrschten schreckliche Lebensbedingungen. Lagersprecher war ein Sudetendeutscher, der sich gegenüber den Mitgefangenen aufs Übelste benahm. Gegenüber den Mitkameraden und dem tschechischen Lagerkommandanten – ein junger, sich sehr menschlich verhaltender Oberleutnant – gab ich mich als Österreicher aus. Dies brachte ihn in Verlegenheit, da er gerade tags zuvor in Erwartung eines Besuchs vom österreichischen Konsulat in Prag gemeldet hatte, dass keine österreichischen Staatsbürger in seinem Lager wären. Nach einigem Hin und Her ging er auf meinen Vorschlag ein, mir einen Marschbefehl nach Gablonz auszustellen, damit ich bei der dortigen Stadtverwaltung meine österreichische Staatsangehörigkeit klären könnte und gegebenenfalls von dort entlassen würde.

Mit dem Marschbefehl und einer Fahrkarte in der Tasche machte ich mich am nächsten Tag auf den Weg, noch immer gekleidet in meine inzwischen blau gefärbte Wehrmachtsuniform. Die Fahrt ging über Prag, wo mich die Bahnpolizei kontrollierte, sich aber von meinem Marschbefehl überzeugen ließ und mir sogar die Möglichkeit gab, auf der Wache zu schlafen und mich auch mit Brot und Kaffee versorgte.

Früh morgens weckten sie mich und ich setzte mich in den Zug Richtung Gablonz. Doch hatte ich keineswegs die Absicht, bis zu meiner Heimatstadt zu fahren. Ich verließ den Zug bereits in Reichenau (heute Rychnov u Jablonce nad Nisou), da die Bahnstrecke nach Gablonz über Reichenberg (heute Liberec) führte und dort – so hatte es sich herumgesprochen – insbesondere jüngere Deutsche „einkassiert“ wurden, um zwangsweise für die Arbeit in Kohlegruben und Uranbergwerken rekrutiert zu werden.

Die Gegend um Reichenau, ca. 6 bis 7 km von Gablonz entfernt, war mir vertraut. Da es in Strömen goss, achtete niemand auf mich, und ich ging querfeldein im Schneematsch Richtung Gutbrunnwarte (heute Dobrá Voda), ein viel besuchtes Ausflugslokal am Stadtrand von Gablonz. Mitten im Wald stieß ich auf zwei Jungen, die mich sofort ansprachen. Sie erkannten mich als ihren ehemaligen Fähnleinführer und nahmen mich mit nach Hause. Ihre Mutter versorgte mich mit ziviler Kleidung ihres Man-

nes, der noch vermisst war. Abends, im Schutz der Dunkelheit, besuchte ich alte Bekannte. Unterschlupf fand ich schließlich beim noch tätigen deutschen Hausmeisterehepaar unseres alten Wohnhauses. Meine Mutter und meine Schwester waren bereits „ausgesiedelt“ worden.

Von Gablonz aus bin ich dann in einer Februarnacht mit einem Kohlenauto bis in die Nähe der deutsch-tschechischen bzw. böhmisch-sächsischen Grenze gefahren und über Schleichwege durch die Wälder schließlich ungehindert und glücklich nach Zittau/Sachsen in die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) gekommen. Mein erster Anlaufpunkt in Zittau waren die Eltern eines Schulfreundes, mit dem ich 1944 zusammen zur Wehrmacht eingezogen worden war.

Das größte Problem, welches zu lösen war, bestand darin, einen von der Besatzungsmacht ausgestellten Identitätsausweis zu erhalten. Ich ging also zitternd, schlotternd und zagend zur russischen Kommandantur und meldete mich als Versprengter aus einem Aussiedlertransport, an dem ich letztlich nicht teilgenommen hätte, da ich bei Beginn des Transports krank darnieder gelegen hätte. Die Erklärung wurde geschluckt, als Wehrmachtssdienstgrad gab ich „Gefreiter“ an, was angesichts meiner jungen Jahre plausibel war und zutraf, und so erhielt ich von der Kommandantur eine Identitätsbescheinigung. Als Nächstes ging es darum, für Zittau eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. Ich wollte in der Nähe der tschechischen Grenze bzw. des Sudetenlandes bleiben, in der Hoffnung, die zu jener Zeit viele Vertriebene teilten, bald in die Heimat zurückkehren zu können.

Ich erhielt den Rat, zum Vorsitzenden der KPD-Kreisleitung zu gehen, der solche Sachen regeln könnte. Gesagt, getan. Herr von Santen, der KPD-Kreisvorsitzende, wollte mich davon überzeugen, unverzüglich Mitglied seiner Partei zu werden, die heute die einzig richtige nationale Partei sei, wie sich schon in der Haltung der KPD zur Saar-Frage gezeigt hätte. Wenn ich Mitglied würde, so seine Andeutung, würde sich mit der Aufenthaltsgenehmigung was machen lassen. Ich versuchte, dem zu entgehen, indem ich darauf verwies, dass ich kaum 20 Jahre alt sei, eben erst angekommen wäre und politisch keine Ahnung hätte.

Ergebnis: Ich trat nicht in die KPD ein und musste Zittau in Richtung Plaue/Kreis Arnstadt im Thüringer Wald verlassen, wo inzwischen meine Mutter und meine Schwester gelandet waren. Vom Vater abgesehen, der –

was wir damals noch nicht wussten – in der amerikanischen Besatzungszone in einem Internierungslager war, hatte sich unsere Familie wieder zusammengefunden.

In Thüringen führte mich einer meiner ersten Wege zum Arbeitsamt in Arnstadt. Nachdem ich erklärt hatte, dass ich 1944 in Gablonz das Kriegsabitur abgelegt hätte, aber das Zeugnis verloren gegangen sei, erhielt ich die Empfehlung, mich für einen Kurzlehrgang anzumelden, der für Oberschüler ohne Nachweis des Abiturs eingerichtet worden sei. Am 30. Oktober 1946 sollten sie sich dann einer Prüfung unterziehen. Würde man sie bestehen, so erhielt man das Zeugnis der Hochschulreife.

Ich ließ mich darauf ein. Zwar war es meiner Mutter gelungen, mein Kriegsabitur-Zeugnis über die Wirren der Zeit zu retten. Doch ich wagte nicht, es vorzulegen, da im Zeugniskopf meine Tätigkeit als Jungvolk-Führer hervorgehoben worden war.

Also ging ich zur Theodor-Neubauer-Oberschule und traf gleich am ersten Tag einen alten Lehrer aus Gablonz, Studienrat Georg Riess, der inzwischen – entsprechend seiner politischen Orientierung in Gablonz – Mitglied der Block-CDU geworden war. Er verbürgte sich beim Schuldirektor für mich und so konnte ich diesen Sonderlehrgang absolvieren.

Während dieses Sonderlehrgangs trat ich der Freien Deutschen Jugend (FDJ) bei – gewiss auch in der Erkenntnis, dass ich nur zum Studium zugelassen werden würde, wenn ich in der FDJ oder einer anderen „fortschrittlichen Organisation“ mitmache, denn es wurde ein Nachweis über die „Teilnahme am demokratischen Aufbau“ und eine „positive gesellschaftliche Einstellung“ erwartet. Bestimmt hatten mich auch die Ablehnung der Universität Jena „mangels sozialer Voraussetzungen“ (weder Arbeiter- noch Bauernkind) und die Tatsache der von mir nicht verleugneten NSDAP-Mitgliedschaft meines Vaters zu sehr innerlich belastet, um dieses Erfordernis auf die leichte Schulter zu nehmen.

Aber ich war auch willens, mich am Neuaufbau zu beteiligen. Generell war meine Haltung, sich dem Aufbau nach den Zerstörungen des Kriegs nicht zu verweigern. Dabei sollten meiner Meinung nach vor allem auch genügend Menschen mitmachen, die nicht Erfüllungsgehilfen der Sowjets, der Kommunisten waren, sondern demokratische Verhältnisse nach westlichem Muster anstrebten.

Die FDJ trat 1946 noch als überparteiliche Organisation auf, in der Marxisten neben Christen, CDU-Mitglieder neben Parteigängern der SED organisiert waren; unter ihrem Gründungsaufruf standen die Namen von

zwei Personen, die aus der Emigration in England zurückgekehrt waren; dem Weltbund der demokratischen Jugend, deren Mitglied die FDJ war, standen ein Franzose als Präsident und ein Engländer sowie eine Amerikanerin als Vizepräsidenten vor – für uns waren das Vertreter der westlichen Siegermächte. In meiner Naivität sah ich nicht, kam ich nicht auf den Gedanken, dass sie alle Kommunisten waren.

Außerdem war in Plaue, wo ich wohnte, der FDJ-Vorsitzende kein SED-Scharfmacher, sondern ein gutbürgerlicher junger Mann meines Alters; die FDJ-Zusammenkünfte waren eher unpolitisch. Da man von mir als Ortsfremdem und Oberschüler auch Mitarbeit erwartete, wurde ich Schriftführer. In dieser Funktion hatte ich die Bekanntmachungen und Einladungen zu Veranstaltungen für den Aushang abzufassen. Ich versprach mir von diesem Schritt auch positive Wirkung für den Abbau von Aversionen, die uns „Umsiedlern“ in dem 2.000-Einwohner-Städtchen als ungebetenen zusätzlichen Essern begegneten. Auch suchte ich Anschluss an Gleichaltrige, der über die Kontakte mit den anderen Kursteilnehmern hinausging. Später war ich nicht wenig überrascht, als ich erfuhr, dass der FDJ-Vorsitzende von Plaue zuvor der örtlich höchste HJ-Führer gewesen war!

Wegen des Sonderlehrgangs an der Theodor-Neubauer-Oberschule erhielt ich vom Arbeitsamt die Freistellung vom berufsfremden Arbeitseinsatz sowie die für jene Jahre überlebenswichtige bessere Lebensmittelkarte. Doch reichten die durch die Lebensmittelkarten geregelten Zuteilungen nicht hin und nicht her, zumal meine Mutter und meine Schwester, da sie keine Arbeit hatten, nur Lebensmittelkarten mit den geringsten Rationen erhielten. So gab ich wieder, wie einst in Gablonz, nebenbei Nachhilfeunterricht für 50 bis 75 Pfennig je Stunde. Wichtiger noch als die Bezahlung war die Chance, hier und da eine Bemme, eine Stulle, ein belegtes Brot zu bekommen. Und wie die meisten Menschen in dieser Zeit gingen wir bei Dunkelheit auf die Felder, um Kartoffeln „zu ziehen“, oder klauten Holz; auch die Zigaretten- und Schnapsrationen meiner Mutter, die ihr altershalber durch ihre Lebensmittelkarte zustanden, tauschten wir gegen Lebensmittel, unsere geringen Zuckerrationen bei den Bauern gegen Kartoffeln. Im Oktober absolvierte ich mit gutem Ergebnis die Prüfungen und hatte damit die Berechtigung zum Studium – doch damit noch keine Zulassung für eine Universität. Als ich bei der Berufsberatung im Arbeitsamt nach meinen weiteren Plänen befragt wurde, meldete ich mein Interesse am



Jura-Studium an. „Ausgeschlossen. Wie stellen Sie sich das vor? Wir brauchen für den Aufbau einer neuen Justiz Leute aus den fortschrittlichen Klassen“, hieß es. Ich war weder ein Arbeiter- noch ein Bauernkind. Und zudem hatte ich in meiner Naivität – und im Vertrauen darauf, dass es keine Sippenhaft geben würde, wie allenthalben erklärt wurde – wahrheitsgemäß auf einem Fragebogen angegeben, dass mein Vater Mitglied der NSDAP gewesen war. Aber das interessierte weniger – wichtiger war die „richtige Klassenzugehörigkeit“.

Meine Bewerbung für das Wintersemester 1946/47 für Deutsch und Geschichte war zuvor abgelehnt worden, da ich zum Zeitpunkt der Bewerbung noch nicht das Abitur „in der Tasche“ hatte. Und auch die weitere Bewerbung zum Sommersemester 1947 blieb ohne Erfolg, was den Studienplatz betraf.

In anderer Hinsicht war sie allerdings außerordentlich erfolgreich. Denn eine junge Frau, die mir bereits Jahre zuvor in Gablonz als attraktives Mädchen aufgefallen war und gefallen hatte, versuchte, mich über diesen neuen Misserfolg zu trösten, nachdem mir das abschlägige Votum der Aufnahmekommission mitgeteilt worden war. Daraus entwickelte sich Sympathie, Zuneigung und Liebe.

Sie, Annl Hellmich, kam aus Sankt Joachimsthal (heute Jáchymov), einer alten Bergbaustadt im böhmischen Erzgebirge. Ihr Vater, Bergarbeiter, Kommunist und Antifaschist,<sup>13</sup> war bereits 1939 an der sogenannten Bergmannskrankheit (Staublungenkrankheit, Silikose) verstorben. Ihr antifaschistischer Familienhintergrund verhinderte allerdings nicht ihre „Aus-siedlung“. Doch immerhin geschah dies im Rahmen privilegierter Antifa-Transporte für deutsche Kommunisten und sonstige Antifaschisten, denen es erlaubt war, einige Haushaltsgegenstände (pro Person einen Tisch, ein Bett, einen Schrank mit Zubehör und Wäsche) mitzunehmen. In Thüringen hatte sie die Berechtigung zum Studium an der Vorstudienanstalt der Universität Jena erworben und war Mitglied der SED geworden. Der konträre politische Familienhintergrund trat alsbald zurück hinter den Gemeinsamkeiten – zwei junge Menschen, die ihre Heimat verloren und aus der bisherigen Behütung herausgerissen worden waren.

<sup>13</sup> In einem Fragebogen, am 1.10.1948 unterzeichnet, gibt meine Frau an, dass beide Eltern Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen seien und sie selbst von 1936-1938 dem Kommunistischen Jugendverband angehört hätte.

Im Sommer 1948 heirateten wir, 1949 wurde unser Sohn geboren. Wir nannten ihn Roland. Und bald stand meine Frau, trotz oder gerade wegen ihrer Privilegien, der SED-Politik noch kritischer gegenüber als selbst ich. Beruflich musste ich mich umorientieren. Der Weg zur Volkspolizei, für die geworben wurde, kam für mich, durch Krieg und Gefangenschaft „ernüchtert“, nicht infrage. Auch zur Arbeit im Uranbergbau, für die mit besserer Bezahlung, höheren Lebensmittelrationen und anderen materiellen Anreizen (längerer Urlaub, Wohnung, Kleidung) gelockt wurde, war ich nicht bereit.

In dieser wenig aussichtsreichen Situation kam mir meine Neigung zu Sprachen, vor allem den slawischen, zugute. Das Kreisbildungsamt Arnstadt veranstaltete Kurse zur Ausbildung von Russisch-Lehrern – über sechs Monate wöchentlich zweimal je zwei Stunden. Die pädagogischen Voraussetzungen sollten durch Übernahme der vorexerzierten Methode erworben werden. Ich meldete mich. Entgegen verbreiteten Aversionen gegen alles „Russische“ interessierten mich Sprache und Literatur, Geschichte und Kultur. Ich konnte das politische System der Sowjets von der mich interessierenden russischen Sprache und Kultur trennen. Vom Elternhaus her waren mir die großen Romanschriftsteller vertraut. Werke von Dostojewskij und Tolstoj hatten in unserem Bücherschrank gestanden. Tschechow war in Schulaufführungen gespielt worden. Tschechisch kannte ich von der Schule; erste Kenntnisse der russischen Sprache hatte ich, wie bereits geschildert, schon im Internierungslager erworben.

Ich meldete mich also an, bestand mit Erfolg das Aufnahmegespräch und wurde bereits ab dem 1. Dezember 1946 als Russisch-Hilfslehrer mit wöchentlich 17 Stunden in Plaue, Dorsdorf und Kleinbreitenbach eingesetzt – parallel besuchte ich weiterhin den Kurs zur Ausbildung als Russisch-Lehrer. Nun war ich einer der von mir zuvor nicht akzeptierten Neulehrer, über die wir mit Geringschätzung als „Schmalspurpädagogen“ gespottet hatten. Aber mein Selbstverständnis bzw. -bewusstsein hatte keinen Knacks bekommen – im Gegenteil: Als durch seine Herkunft Diskriminierter war ich plötzlich ein Privilegierter geworden, den das Regime aus politischen Gründen brauchte, um flächendeckend die Sprache der Besatzungsmacht in den Schulen unterrichten zu können. Auch im Fachlichen hatte ich keine Skrupel: Ich war im Ausbildungskurs der Beste gewesen, die Sprache lag mir, und mit den Schülern hatte ich dank des von mir seit dem 15. Lebensjahr gegebenen Nachhilfeunterrichts und durch meine Erfahrungen als Jungvolkfürher keine Probleme. Zudem konnte ich mit dem

Lehrergehalt, monatlich 172 DM, auch meine Mutter und Schwester unterhalten.



Als Lehrer in Plaue/Thür. 1947

Unterrichtet wurde mithilfe des bekannten Russisch-Lehrbuchs von Steinitz. Ich unterrichtete die 8. Lektion, während ich selbst noch dabei war, die 20. Lektion durchzuarbeiten.

Auf Anraten des Kreisbeauftragten für den Russisch-Unterricht, Dr. Fischer – wie ich Sudetendeutscher und später Ordinarius für Slawistik an der Universität Leipzig –, abonnierte ich die russische Regierungszeitung „Iswestija“ und begann, täglich eine Spalte zu übersetzen. Das Kuriose und zugleich Typische für das politische Regime in der SBZ war, dass ich eines Tages von Mitarbeitern des kriminalpolizeilichen Dezernats K 5 (ein Vorläufer des MfS) aufgesucht und einvernommen wurde.

Denn mein Abonnement der russischen Zeitung weckte den Verdacht, dass ich die Zeitung für Spionagezwecke auswerte. Meine Tätigkeit als Russisch-Lehrer zerstreute dann allerdings die Bedenken der eifrigen Ermittler.

Zum Wintersemester 1947/48 bewarb ich mich erneut für die Fächer Deutsch und Geschichte. Die Fragen nach der „derzeitigen Tätigkeit“ konnte ich mit „Sprach-Hilfslehrer für Russisch“ beantworten, was die Zulassungskommission offensichtlich befriedigte. Ich erhielt von der Universität Jena daraufhin die Mitteilung, für Deutsch und Geschichte könne ich nicht zugelassen werden, wohl aber für Russisch. Das sah ich als Chance, willigte ein und wurde immatrikuliert für Slawistik/Russisch und Englisch, mit dem Berufsziel Oberstufenlehrer (Gymnasium/Oberschule).

### **Erste Begegnung mit dem Vater nach dem Krieg**

Mein Vater war Ende 1942/Anfang 1943 von der Front abberufen und zur sogenannten Volksdeutschen Mittelstelle<sup>14</sup> versetzt worden – ein Hauptamt der SS, das für außerhalb des Deutschen Reiches lebende „Volksdeutsche“ und deren Umsiedlung ins „Großdeutsche Reich“ zuständig war. Seit Kriegsende blieb er verschollen. Erst Ende 1946/Anfang 1947 erhielten wir vom Onkel meines Vaters, der in Würzburg wohnte, eine erste Nachricht über seinen Verbleib.

Die Amerikaner hatten ihn 1945 festgenommen und als NSDAP-Mitglied und Träger eines Ehrenranges der Waffen-SS (Obersturmführer) interniert. Außerdem wurden ihm seine Beteiligung an der Überführung der sudetendeutschen und tschechischen Gewerkschaften in die Deutsche Arbeitsfront und seine Tätigkeit für die Volksdeutsche Mittelstelle in Rumänien zum Vorwurf gemacht.

Im Sommer 1947 nutzte ich die Ferienzeit, um illegal über die Zonengrenze zu gehen und ihn in einem Internierungslager in Darmstadt zu besuchen. Obwohl ich gegen meinen Vater wegen seiner Strenge zeitweilig Zorn empfunden und mich heftig aufgelehnt hatte, war ich als Heranwachsender gleichzeitig stolz auf ihn gewesen.

Beim Besuch im Internierungslager erschrak ich. Mir stand ein zutiefst verbitterter und in seiner Persönlichkeit deformierter Mensch von 43 Jahren, der bei 1,70 m Größe auf 48 kg abgemagert war, gegenüber. Was war aus dem gesunden, aufrechten und stolzen Mann geworden?

Seine erste Frage war: „Was hast Du mir zum Essen mitgebracht?“ Ich konnte ihm gerade eingesparte Zigaretten mitbringen. Mehr war uns nicht möglich, denn wir in der sowjetisch besetzten Zone hatten ja selbst nichts. Nicht einmal unseren ständigen Hunger konnten wir stillen. Seine Mittagsmahlzeit nach US-Norm erschien mir geradezu als Luxus.

Ein seine Lage erklärendes Gespräch kam nicht zustande. Die Berichte über die Verbrechen an den Juden und dergleichen erklärte er als übertriebene Darstellungen und Ami-Hetze gegen die Deutschen. Auch insgesamt wollte er nicht einsehen, dass er politisch verführt und in seinem Idealis-

<sup>14</sup> Im achten Nürnberger Nachfolgeprozess wurden Verantwortliche des Rasse- und Siedlungshauptamtes der SS und der Volksdeutschen Mittelstelle wegen ihrer Rolle bei den „ethnischen Säuberungen“ in den annektierten Gebieten und der Vertreibung der Bevölkerung angeklagt und verurteilt.

mus durch die verbrecherische Politik Hitlers, die maßloses Unglück über Europa und Deutschland gebracht hatte, missbraucht worden war. Ebenso wollte er nicht verstehen, dass seine eigene Lage und die Bedrängnisse, denen seine Familie als Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone ausgesetzt war, ursächlich darauf zurückzuführen waren. Vielmehr machte er uns Vorwürfe, dass wir zu wenig für ihn täten. Die Speckpakete seiner Mithäftlinge, hessische und süddeutsche Bauernsöhne, bestärkten ihn in seiner Enttäuschung über seine Familie.

Mein Vater war in seiner Persönlichkeit schwer angeschlagen; sein idealistisches Weltbild war zusammengebrochen. Er war nicht mehr einsichtsfähig. Das war für mich ein Schock sondergleichen. Mir warf er vor, wie die „Amis“ und wie sein Ankläger im Entnazifizierungsverfahren zu reden. Unser Verhältnis war nachhaltig gestört; ich kehrte enttäuscht und erschüttert nach Plau zurück.

Ein Jahr später stufte ihn eine Entnazifizierungs-Spruchkammer in Darmstadt als Hauptbeschuldigten ein und belegte ihn mit einer fünfjährigen Berufsbeschränkung. Sein Ankläger war Dr. Thomas Dehler, der bald, in der ersten Bundesregierung unter Bundeskanzler Adenauer, als Mitglied der FDP Bundesjustizminister wurde.

Später, nach der Entlassung aus dem Internierungslager, hat mein Vater in der Bundesrepublik beruflich keine Karriere mehr machen können und lastete dies den neuen Verhältnissen an. Unsere Beziehung blieb belastet. Daran änderte sich auch nichts, als ich nach fünfeinhalbjähriger Haft aus Workuta zurückkam. Kam ich darauf zu sprechen, dass der Verlust der Heimat und meine Jahre in Workuta letztlich auf die Politik Hitlers zurückzuführen waren, wollte er davon nichts hören.

Bald haben wir dieses Thema nicht mehr angesprochen. Es blieb unbefriedigend und hat mich bis in meine späten Lebensjahre bedrückt und traurig gemacht.

### **Student an der Universität Rostock<sup>15</sup>**

Zum Wintersemester 1948/49 erhielten meine Frau und ich die Zulassung zum weiteren Studium der Slawistik an der Universität Rostock. Mit Wohnsitz in Thüringen (Kreis Arnstadt) hatte ich aus naheliegenden Gründen (Entfernung, Verkehrsverhältnisse, gewisse Vertrautheit mit Land und Leuten) zuerst die nächstgelegene, thüringische Universität Jena gewählt, zumal Russisch durch den namhaften Slawisten Prof. Reinhold Trautmann wahrgenommen werden sollte. Doch Trautmann kam nicht nach Jena, hielt nur ab und zu eine Vorlesung. Also hatten wir uns umgesehen, wo ansonsten noch in der Sowjetischen Besatzungszone Slawistik gelehrt und durch wen vertreten wird.

Die Großstädte und Trümmerwüsten Leipzig und Berlin schieden aus, ebenso Halle, es winkten Greifswald und Rostock. Hier war Prof. Schneeweis, bei dem meine Frau 1944 eine Prüfung an der Karls-Universität in Prag abgelegt hatte. Durch ihn war auch Tschechisch abgedeckt, denn als Slawist musste man aus jedem der drei Zweige des Slawischen eine Sprache belegen, und Schneeweis betreute außerdem Serbokroatisch.

Für Rostock sprachen zwei weitere Gründe: einmal die Ostsee, zum anderen die Verschärfung des politischen Klimas an der Universität Jena nach den Auseinandersetzungen um den Studentenrats-Vorsitzenden und Prof. Leisegang. Greifswald und Rostock galten als Idylle mit nahrhaftem Hinterland, Rostock lockte mit dem Strand in Warnemünde, und politische Strömungen kamen ja, wie schon Bismarck festgestellt hatte, nach Mecklenburg immer 50 Jahre später! So war es dann auch, so schien es jedenfalls!

Während der beiden Semester in Jena hatte ich mich in keiner Organisation engagiert, unterrichtete aber neben dem Studium Russisch an der Volksschule in Löbstedt, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen. In Rostock wollte ich mich nicht mit zusätzlicher Arbeit für belasten, sondern auf die erste Zwischenprüfung nach dem vierten Semester in den Fächern Altbulgarisch, Altrussisch und Serbokroatisch konzentrieren. Da ich von Jena zwar nur Nachweise über sehr gute und gute fachliche Leistungen mitbrachte, aber die Erfahrung hatte, dass das für eine Förderung nicht ausreicht, ging ich im Wintersemester 1948/49 zur Gründungsver-

<sup>15</sup> Überarbeitete Fassung meines Briefes an Waldemar Krönig vom 17.04.1993.

sammlung der FDJ-Hochschulgruppe. Von den 36 Anwesenden faszinierte mich in der Diskussion über die Aufgaben und Ziele der FDJ an der Universität insbesondere Arno Esch<sup>16</sup>, den ich für die Wahl zum Vorsitzenden vorschlug. Dies brachte mir heftigstes Gelächter derer ein, die in der Diskussion anderer Meinung waren. Ich kannte ja niemanden, war ahnungslos, welche Gruppierungen sich da schon formiert hatten. Heftigster Widersacher von Esch war Hans-Dieter Mäde, später langjähriger Generaldirektor der DEFA und Mitglied des Zentralkomitees der SED.

Arno Esch war nicht bereit zur Kandidatur. Wie häufig kamen keine weiteren Vorschläge. Also schlug ich Hartwig Bernitt vor, der als Mecklenburger durch die ruhige Art und mir sympathischen Ansichten mich für sich einnahm, außer in der FDJ nirgendwo Mitglied war, Lehrersohn, bürgerlich. Die SED-Truppe schlug Erich Jawinsky vor, etwa 1930 geboren, der als Landarbeiter gerade das Studium der Gesellschaftswissenschaften an der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät aufnahm. Die geheime Abstimmung ging 18:18 aus, so dass der Vertreter des Kreisvorstands der FDJ satzungsgemäß zu entscheiden hatte. Eberhard Fensch, SED, entschied natürlich für Jawinsky, SED.

Diese „Frontenstellung“ führte zur Solidarisierung der Nicht-SED-Leute, die dagegen waren, dass diese politische Richtung immer und überall alles bestimmen wollte.<sup>17</sup> Denen ging es um die Macht – wir wollten keine Einparteien-Herrschaft, erst recht nicht der SED, wir wollten Demokratie. Es ging uns zumindest um den Versuch, sich der Alleinherrschaft der SED und der Gleichschaltung zu versagen, zu widerstehen, Opposition zu pro-

<sup>16</sup> Arno Esch, Jahrgang 1928, studierte seit 1946 Rechtswissenschaften. Er war Mitglied der Liberal-Demokratischen Partei (LDP) und deren Jugendreferent. Im Oktober 1949 wurde er mit 12 weiteren jungen LDP-Mitgliedern aus ganz Mecklenburg verhaftet und im Juli 1950 vom Sowjetischen Militärtribunal in Schwerin zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde im Juli 1951 in Moskau vollstreckt. Siehe Hartwig Bernitt, Friedrich-Franz Wiese: Arno Esch. Eine Dokumentation. Verband Ehemaliger Rostocker Studenten (VERS), Dannenberg/Elbe 1994

<sup>17</sup> Eine frühe Darstellung des politischen Widerstands an der Universität Rostock stammt von Thomas Ammer: Universität zwischen Demokratie und Diktatur. Ein Beitrag zur Nachkriegsgeschichte der Universität Rostock, Köln 1969. Zum Schutz ehemaliger Kommilitonen, die noch in der DDR lebten, musste er manche Zusammenhänge verschleiern und einige Namen weglassen.

bieren, so lange dies ohne die Gefahr, Repressalien der Sowjets erfahren zu müssen, möglich war. Unser Vorbild waren einige aufrechte Politiker wie Wilhelm Külz<sup>18</sup> oder Hermann Becker<sup>19</sup> und Kommilitonen wie Manfred Klein<sup>20</sup>, Wolfgang Natonek<sup>21</sup> und Georg Wrazidlo<sup>22</sup>.

Die SED versuchte, über die FDJ auch die Studenten in den Griff zu bekommen. Wir, die Bernitt-Wähler, sagten uns, dass dann, wenn die FDJ im Zulassungsgremium, in der Stipendienkommission und in anderen Gremien das Sagen bekommt, wir sehen müssten, dass Nicht-SED-Mitglieder in der FDJ in allen Gremien bzw. im FDJ-Vorstand das Sagen haben.

Wer keinen Nachweis über gesellschaftspolitische Mitarbeit vorbringen konnte, hatte keine Chancen bei der Stipendien-Vergabe. Leute wie Hartwig Bernitt, Karl Wockenfuß und ich, die vor allem fachlich überzeugten und das Studium in den Vordergrund stellten, wurden von Gleichgesinnten immer wieder aufgefordert, für den Fakultätsrat, den Studentenrat zu kandidieren. Ihr Versprechen: „Wir sorgen schon dafür, dass Sie und nicht einer dieser Politikaster von der SED gewählt werden.“ Wir, die wir die FDJ noch als die am wenigsten universitätsfremde Organisation ansahen,

<sup>18</sup> (\* 1875, † 1948) In der Weimarer Republik Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und kurzzeitig Reichsminister des Innern; in der NS-Zeit mehrfach verhaftet; in der SBZ Vorsitzender der Liberal-Demokratischen Partei (LDP).

<sup>19</sup> (\* 1905, † 1981) 1932 erfolgloser Kandidat der Radikaldemokratischen Partei für den Reichstag; 1945 Gründungsmitglied der Liberal-Demokratischen Partei in Erfurt; Vorsitzender der LDPD-Fraktion im Thüringer Landtag; 1948 vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet; im Oktober 1955 aus Workuta, wo ich ihn getroffen habe, entlassen.

<sup>20</sup> (\* 1925, † 1981) Student an der Humboldt-Universität, als katholischer Jugendvertreter Gründungsmitglied der FDJ und in deren Zentralrat. Im März 1947 vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet und zu 25 Jahren Arbeitslagerhaft verurteilt; im Oktober 1956 aus einem DDR-Zuchthaus entlassen.

<sup>21</sup> (\* 1919, † 1994) LDPD-Mitglied; 1947 und 1949 Studentenratsvorsitzender an der Universität Leipzig; im November 1948 vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet; 1956 aus DDR-Zuchthaushaft entlassen.

<sup>22</sup> (\* 1917, † 1959) Als Nazi-Gegner 1944 KZ-Haft; protestiert im Mai 1946 in Berlin gegen die Sowjetisierungstendenzen an den Universitäten. 1947 von einem Sowjetischen Militärtribunal zu 25 Jahren verurteilt; 1956 aus dem Zuchthaus Brandenburg entlassen.



warben nun Gleichgesinnte, in die FDJ einzutreten, damit wir auch dort nicht von der SED majorisiert werden konnten.

Die Politisierung ging von der SED aus, natürlich in den einzelnen Fakultäten nicht gleichmäßig. Auch dann, wenn sich fachlich sehr gute Studenten der SED zur Verfügung stellten, machten sie sich unbeliebt, weil sie dann dem Studium des Fachs das Parteipolitische voranstellten.

Mit dem WS 1949/50 lief die Kampagne „alle Studierenden Mitglied der FDJ“, jeder „Abonnent der ‚Jungen Welt‘“ (das Zentralorgan der FDJ). Diesen Literatur-Vertrieb baute Hartwig Bernitt zu einem Netz aus, in dem auch Gegner der SED Funktionen erhielten. Dies hatte Gewicht bei einem Antrag auf ein Stipendium. Es gab Phasen, da setzten wir uns in Gremien mittels geheimer Abstimmungen gegen nominale SED-Mehrheiten durch – auch im Studentenrat. Diejenigen Kommilitonen, die wir bald als die erkannten, die nur um der Zulassung zum Studium willen der SED beigetreten waren, sprachen wir unter vier Augen an und hatten oft in ihnen verlässliche Verbündete. Vor diesen nominellen SED-Mitgliedern, die die langen Untersuchungen und Befragungen nach den Abtrünnigen durchzustehen hatten, wenn Abstimmungsergebnisse nicht den Erwartungen der SED entsprachen, hatten wir großen Respekt. Leider ließ sich das nur immer eine gewisse Zeit erfolgreich praktizieren.

Die Unterwanderung der SED lief in zwei Strängen: Es gab einmal die nominellen Mitglieder, die eintraten, weil sie sonst keine beruflichen Chancen hatten; zum anderen gab es jene, die aus bewusstem Widerstand gegen die SED Mitglied wurden, um von innen gegen die SED-Politik eine Gegenkraft zu bilden.

Der Referent für Kultur und Erziehung im FDJ-Hochschulvorstand war zuständig für Literaturvertrieb, Laienspiel, Volkstanz, FDJ-Chor; ich stellte mich zur Verfügung, als man mich als Phil.(g)-stud. vorschlug, um noch etwas ideologiefreien Raum zu bewahren, denn ein SED-Scharfmacher hätte da viel Spielraum gehabt. Es konnten also SED-Initiativen vermieden, verwässert werden. Der von oben verordnete Aktionismus hing ohnehin allen zum Halse heraus. Aber auf dem Papier war alles bestens organisiert: hoher Mitgliederstand, fast alle hatten die FDJ-Zeitung abonniert. Noch waren FDJ und SED froh, wenn ein solcher Bürgerlicher wie ich hergezeigt werden konnte.

Dies war eine Gratwanderung, bei der abzuwägen war: Schadet oder nutzt man objektiv dem Regime mehr, vor allem in der Außenwirkung? Ich hielt mir zugute, dass man vielen Nicht-SED-Studenten Tipps und Formulierungshilfen z.B. bei der Beantragung von Stipendien geben konnte. Es hat mich sehr gefreut, dass nach 1989 anlässlich eines Festaktes der Universität sich einige daran erinnern und bedankt haben.

Im Studentenrat war ich Referent für Kultur; ich sorgte dafür, dass die nicht SED-gebundenen klassischen studentischen Aktivitäten wie Orchester, Chor u. dgl. in ihrer selbstständigen Existenz nicht beeinträchtigt wurden. In meiner Doppelfunktion stellte ich schlicht nicht den Antrag auf Übernahme bzw. Eingliederung in die FDJ. Die Gleichschaltung musste 1950/51 vom Ministerium verordnet werden – sie erfolgte nicht „spontan“ von den in diesen Aktivitäten Tätigen. Im Übrigen kümmerte ich mich um Ermäßigungen bei Theater- und Kinokarten, machte mich zum Sprecher der Forderungen nach Verbesserungen der Studienbedingungen und mehr Fachliteratur, Ausbau der Uni-Bibliothek sowie Herausgabe einer Uni-Zeitung.

Bis zur Verhaftung von Arno Esch (LDP-Mitglied) im Oktober 1949 war die Propagierung des positiven demokratischen Gegenmodells in gewisser Weise noch möglich – im Studentenrat boten Dieter Riesner (LDP) und Wolfgang Schmidt (CDU) der SED unter Karl Lucko noch Paroli – beide entgingen der auch ihnen drohenden Verhaftung nur durch die Flucht nach West-Berlin.

Für die Studentenratswahlen im Februar 1950 galt schon die neue Wahlordnung, die vom neuen DDR-Ministerium für Volksbildung erlassen worden war und bindend eine Einheitsliste vorsah. In diese Zeit fällt auch eine Welle von Verhaftungen. Zu nennen sind Arno Esch, Friedrich-Franz und Alexandra Wiese<sup>23</sup>, Prof. Lehmitz<sup>24</sup>, Jürgen Broecker<sup>25</sup> und in ganz

<sup>23</sup> Sie wurde im April 1950 vom SMT Schwerin zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt und verbrachte die Haftjahre in DDR-Gefängnissen. Die Entlassung erfolgte 1956. Ihr Bruder Friedrich-Franz erhielt vom SMT Schwerin am 20.07.1950 25 Jahre; das SMT Berlin sprach am 23.11.1950 die Todesstrafe aus. Der Oberste Sowjet begnadigte ihn zu 25 Jahren Arbeitslager. Er wurde am 15.12.1955 aus dem GULAG entlassen.

<sup>24</sup> Er wurde am 17.07.1950 vom Landgericht Güstrow zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, Entlassung am 1.12.1955.

<sup>25</sup> Er erhielt vom SMT Schwerin am 27.01.1950 25 Jahre Arbeitslagerhaft. Die Entlassung aus dem Zuchthaus Bautzen erfolgte am 31.08.1956.

Mecklenburg-Vorpommern weitere Personen, die nicht der Universität angehörten. Zuvor, in den Semesterferien 1949, war bereits der Pädagogik-Student und Handball-Star Siegfried Winter<sup>26</sup> von „Neptun Rostock“ verhaftet worden. Viele entzogen sich befürchteter Festnahmen durch die Flucht nach West-Berlin, darunter mein Freund und Vorstandsmitglied der LDP-Hochschulgruppe, Helmut Jaschke. Mit ihm war ich schon vor meiner Einberufung 1944 in Gablonz befreundet gewesen. Diese Festnahmen hatten eine breite doppelte Wirkung auf den aktiven, verhältnismäßig kleinen Teil der politisch interessierten und engagierten Studenten: Einmal bewirkten sie Schrecken, Angst und Einschüchterung, zum anderen aber Zorn, Auflehnung, offene Opposition. Verweigerung zeigten zum Beispiel die Theologen und Juristen; hier ist der Jurist Erwin Braun<sup>27</sup> zu nennen.

Wenn Thomas Ammer<sup>28</sup> von einer „Widerstandsgruppe“ von etwa 20 Personen spricht, so war das nicht eine Gruppe im eigentlichen Sinne mit festen organisatorischen Strukturen, in der jeder jeden kannte oder gar sich mit jedem vertraulich aussprach. Einige kannten einander länger; Bernitt und ich kannten und vertrauten einander in auch eher losem Kontakt seit der FDJ-Gründungsversammlung im WS 1948/49; in der katholischen Studentengemeinde lernte ich Egon Klepsch kennen. Bald vertrauten wir einander, was auch durch seine Herkunft aus Nordböhmen, einem Ort an der Elbe zwischen Aussig (Ústí nad Labem) und Tetschen-Bodenbach (Děčín) begünstigt wurde. Er hatte sich in die Leitung der SED-Hochschulgruppe „eingeschlichen“. Durch ihn erfuhren wir viel über die SED-Vorhaben. Als weitere politische Freunde in dieser Zeit sind zu nennen: Gert Meinel (ebenfalls Sudetendeutscher), Günther Brilla (Ostpreuße) und bei den Pädagogen Karli Schröder. Nach unserer jeweiligen Entlassung bildeten wir 1957 den Verband ehemaliger Rostocker Studenten (VERS).<sup>29</sup>

Zufalls-Vertrauensverhältnisse entstanden durch Bemerkungen über die Verhaftungen und dergleichen; konspirative Zusammenarbeit ergab sich bei der Aufstellung der Kandidaten für die Studentenratswahl. Die „Sow-

<sup>26</sup> Winter erhielt vom SMT Schwerin am 27.08.1950 25 Jahre Arbeitslager. Er wurde am 18.01.1954 aus dem Zuchthaus Bautzen entlassen.

<sup>27</sup> Er wurde am 15.07.1961 vom Bezirksgericht Frankfurt (Oder) zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt und am 14.09.1966 entlassen.

<sup>28</sup> Ammer, a.a.O., S. 74.

<sup>29</sup> Siehe [www.vers-online.org](http://www.vers-online.org), Stand: Dezember 2009.

jetisierung“ des Verfahrens bei der Nominierung der Kandidaten und „Wahlen“ auf Einheitslisten lehnte politisch am schärfsten Bernhard Ohse, stud. phil. (CDU), ab. Meinem Konzept der inneren Unterwanderung, des Unterlaufens der Maßnahmen entsprang das Netz des von Bernitt aufgebauten Literaturvertriebs. Der konspirative Kopf unserer losen Gruppe war Egon Klepsch. Gerhard Popp, Vorsitzender der CDU-Hochschulgruppe und ab Februar 1950 stellvertretender Vorsitzender des Studentenrats, hatte darüber hinaus seine Basis im protestantisch bekennenden Milieu.

Nach ihrer Flucht waren meine Kommilitonen Dieter Rießner und Wolfgang Schmidt im „Rundfunk im Amerikanischen Sektor“ (RIAS) zu Wort gekommen; von gleicher Bedeutung für uns war der Nordwestdeutsche Rundfunk (NWDR), der – wie der RIAS – interne Infos über die „Zone“ ausstrahlte und durch die mitgeteilten konkreten Fakten bei der SED für Unruhe sorgte.

Bei meinen jeweiligen Fahrten nach Hause in Thüringen fuhr ich immer über Berlin, weil in Berlin-Charlottenburg ein guter Freund aus der Schulzeit wohnte, der an der Technischen Universität (TU) studierte. Hier machten meine Frau und ich jeweils Station, denn West-Berlin faszinierte uns. Meine Frau hatte auch Bekannte und Verwandte in beiden Teilen Berlins; wir Männer besuchten bei jeder möglichen Gelegenheit die für damalige Verhältnisse herausragenden Sportveranstaltungen (Fußball im Olympiastadion, Hallenhandball, Turnwettkämpfe Hamburg – Berlin – Leipzig im Sportpalast und dergleichen).

So nahm ich Kontakt zu Wolfgang Schmidt auf, wobei ich zuerst die starke Zurückhaltung überwinden musste, die er mir – dem FDJ-Funktionär – entgegenbrachte. Ich merkte, dass auch die Tatsache der Verweigerung des SED-Eintritts für ihn nicht sofort genügender Ausweis über meine politische Haltung war. Auch unsere oberste Verhaltensregel bei den konspirativen Aktivitäten, so weit wie möglich direkte Kontakte zu vermeiden, wirkte sich hier aus.

Zu erzählen gab es viel, vor allem sprach ich Dinge an, die wir gern verbreitet haben wollten. Schmidt mahnte mich zu äußerster Vorsicht – ich fühlte mich nicht besonders gefährdet, da unsere Maxime war, nichts gegen die sowjetische Besatzungsmacht zu sagen bzw. zu unternehmen. Zudem hatte ich nicht vor, von West-Berlin aus Flugschriften in die DDR zu transportieren, wozu ich auch nicht aufgefordert wurde.

Pfingsten 1950 fand in Ost-Berlin das Deutschlandtreffen der FDJ mit Massenaufmärschen und insgesamt 700.000 Teilnehmern statt. Zehntausende nahmen die Gelegenheit zu einem Ausflug in die Westsektoren wahr und stellten mit Verwunderung fest, dass sie auch in der FDJ-Uniform unbehelligt blieben, ja freundschaftliche Gesten erlebten, sofern sie nicht in geschlossenen Marschkolonnen auftraten.

Auch ich war Teilnehmer dieses und wurde als Dolmetscher für die tschechoslowakische Delegation und insbesondere für Emil Zátpek<sup>30</sup> eingesetzt, dem zu jener Zeit weltberühmten tschechischen Langstreckenläufer und Olympia-Sieger.



Roland Bude als Dolmetscher (rechts) beim Pfingsttreffen der FDJ 1950 in Ostberlin, zusammen mit Emil Zátpek

An der Universität in Rostock und in der SED mit ihren Massenorganisationen wurde der „überwältigende Erfolg“ des Deutschlandtreffens als eine „weitere Stärkung der Rolle der FDJ an der Universität und ihrer Organisation insgesamt“ propagiert. Wir „Oppositionellen“, die die wahre Einstellung des Großteils der Teilnehmer und ihre geringe Begeisterung für den Massenrummel kannten – auch wussten, dass der Ausflug in den Westen der Stadt für viele das wichtigste Ereignis und Erlebnis des Propagandarummels war –, fühlten uns ebenfalls in unserer Ablehnung dieses Aktionismus und der parteipolitischen Gleichschaltung bestärkt – und sicher.

<sup>30</sup> Zátpek, prominentes Mitglied der Kommunistischen Partei der ČSR, unterstützte 1967/68 den „Prager Frühling“ und zählte zu den Unterzeichnern des „Manifests der 2000 Worte“. Daraufhin verlor er alle seine Ämter und musste sich zeitweilig als Lagerarbeiter im Uranbergbau bewähren.

Trotzdem ließ unsere „konspirative Wachsamkeit“ nicht nach. Dabei konnte so mancher seinen noch vorhandenen jugendlichen Spieltrieb befriedigen, wenn er zum Beispiel mit seiner Wirtin Zeichen vereinbarte – etwa eine bestimmte Stellung der Fenstervorhänge –, um ihn zu warnen vor Stasi-Leuten oder Volkspolizisten, die in der Wohnung warteten, um ihn zu verhaften.

Mit Egon Klepsch, Gerhard Popp und Bernhard Ohse sprach ich Termine und unsere jeweilige Taktik in der Mittagszeit ab, da wir uns regelmäßig im Vestibül des Hauptgebäudes der Universität an den Anschlagtafeln begegneten. Das war unverdächtig, denn wir wählten Zeiten, an denen unsere Vorlesungen gleichzeitig endeten, also die Pausen vor oder nach dem Mittagessen in der Mensa.

## **Verhaftung und Verurteilung durch das Sowjetische Militärtribunal**

Am Donnerstag, dem 13. Juli 1950, einem strahlenden Hochsommertag, ging ich nach den Vormittagsvorlesungen mittags nach 12 Uhr wie immer in die Mensa in der Schwaanschen Straße. Wie jeden Tag fragte ich im Sekretariat der FDJ, gleich ebenerdig rechts hinter dem Eingang: „Gibt’s was?“ „Sollst mal im Studentenrats-Sekretariat reinschauen!“, hieß die Antwort. Tat ich ja ohnehin regelmäßig.

Im 1. Stock, im Sekretariat des Studentenrats, die Sekretärin: „Herr Bude, Sie möchten zum Verwaltungsdirektor kommen.“ „Hat er eine Uhrzeit genannt?“ „Nein.“ „Wer noch, weshalb?“ „Wegen der Universitätszeitung.“ Also nicht eilig, und endlich sollte was geschehen, vor Semesterschluss – ich gehörte der Vorbereitungskommission für diese geplante Zeitung an. Auf jeden Fall ging ich erst in den Oberstock und löffelte in Ruhe und ohne Argwohn das Mittagessen.

Der Verwaltungsdirektor residierte in einem Bürobau der Gründerzeit gleich nebenan. Von seinem Vorzimmer wurde ich in einen Sitzungssaal geschickt, klopfte an, öffnete die Tür – und sah mich einem Halbkreis von sieben Männern gegenüber, die erwartungsvoll dastanden, drei in Volkspolizei-, oder wie wir sagten: Vopo-Uniform. Ich erkannte nur einen, den Studentendekan Ulli Seemann.

„Ich soll zu Herrn Direktor Wohlgemuth kommen, wegen der Universitätszeitung.“

„Woher nehmen Sie das Buntmetall? Wissen Sie, dass das verboten ist?“ „Ich weiß nicht, was Sie meinen“, entgegnete ich. Mir wurde ein Foto eines jungen Mannes gezeigt, der angeblich von mir Buntmetall zum Verkauf in West-Berlin bekommen hätte. Ich war ohne jeden Argwohn, fast belustigt über solchen Unsinn: „Wo ist denn der Kerl, dann stellen Sie mich doch ihm gegenüber!“ – „Ja, das wollen wir auch, der sitzt bei uns im Keller, kommen Sie mit.“ Ich folgte den drei Uniformierten, vor der Haustür stand ein Pkw Opel P4, und wir fuhren nicht weit zu einem sehr repräsentativen Amtsgebäude, wie sich dann herausstellte: dem Sitz der Staatssicherheit in Rostock.

Man führte mich in einen großen Raum des 1. Stocks, der mit einem Schreibtisch, Wandschränken und schweren ledernen Sitzmöbeln ausgestattet war, und ließ mich allein. Der Raum war sehr kühl, ich hatte nur

ein ärmelloses Hemd und kurze Hosen an, mich fröstelte, meine Knie zitterten.

Die Tür hinter dem Schreibtisch öffnete sich, ein Mittvierziger in der blauen Vopo-Uniform trat ein, mit den Schulterklappen eines Oberstleutnants, etwa 1,70 m groß, hell-rotblondes Haar, volles ovales Gesicht, selbstgefälliges Lächeln, siegessicher, triumphierend: „Angst?“ die ganze Überlegenheit seiner Stellung mischte sich mit unverhohlenem Spott ... – „Es ist kühl hier, draußen heiß ... Wo ist der junge Mann, der den Quatsch über mich erzählt?“ „Ach? Das war nur so – wir haben da so unsere Methoden! Haben wir Sie reingelegt?“ „Ich habe um halb drei Sitzung, dann Vorlesungen. Sie können mich nicht so einfach festhalten, das ist gegen die Verfassung.“ „Die gilt für unsre Leute, auf die wir uns verlassen können“, kam es wesentlich schärfer zurück, und „nicht für solche wie Sie!“ „Kennen Sie das?“ Er zeigte mir einen Wehrmachts-Brotbeutel; vielleicht merkte er, dass mich das anödete: „Natürlich kenne ich das, ich war ja noch Soldat. Das ist ein Wehrmachts-Brotbeutel.“ „Und kennen Sie das?“ Nun hielt er mir eine „Tarantel“<sup>31</sup> und einige westliche Flugblätter vor, die in West-Berlin für die Verteilung in der Zone herausgebracht wurden. Meine Situation wurde nun brenzlich. Im Vestibül hatte mir gerade heute jemand ein paar Blatt westlicher Druckschriften zugesteckt, die ich noch ungelesen in meiner Gesäßtasche trug. Was, wenn man Leibesvisitation machte? „Ja, so Zeug habe ich schon gelegentlich gesehen, wenn ich aus Fahrplangründen über Berlin nach Hause, Gotha, fuhr. Auf dem Bahnhof Zoo wurde so etwas schon mal am Bahnsteig an die Zuginsassen verteilt.“ Aber so etwas machten wir ja auch, das sei ja normale Werbung. „Sonst haben Sie mir nichts zu sagen?“ – „Ich weiß ja nicht, was Sie wissen wollen, aber wenn Sie fragen, kann ich Auskunft geben“, oder noch besser, er könne sich ja nach mir erkundigen, und ich nannte ihm regimetreue Funktionäre, von denen ich annehmen konnte, sie könnten eigentlich nichts Belastendes über mich aussagen. „Wir haben Zeit, und mit unsrer Hilfe werden Sie schon noch draufkommen, was uns interessiert“ – und ab ging es in den Keller, wo aus frischem Holz „Zellen“ eingerichtet waren. Meine Hauptsorge war die ‚Konterbande‘ in meiner Gesäßtasche. Ich hatte Glück. Die uns bewachenden Polizisten waren offensichtlich vom alten

<sup>31</sup> Die „Tarantel“ war eine politisch-satirische Zeitung im DIN-A5-Format, in der die Politik der SED und der Sowjetunion karikiert wurde.



Schlag: Ich durfte mich im „Kabinett“ einschließen, konnte mich also der „feindlichen Schriften“ entledigen.

Das Haftregime war überraschend freundlich: Essen besser als in der Mensa, Liegen auf dem passablen Doppelstockbett auch tags erlaubt. Ich erfuhr, wer in den beiden anderen Zellen im selben Trakt war, weil diese Häftlinge mit Namen angesprochen wurden. Sogar zwei Novellenbändchen (Binding und C.F. Meyer) erhielt ich von dem ebenfalls hier einsitzenden und bereits genannten Gerhard Popp. Natürlich durften wir uns nicht unterhalten und konnten uns nicht absprechen. Aber Popp wusste über mich nichts Belastendes.

Ernüchternd, nervtötend, zeitraubend war, was ich die nächsten Tage erlebte: „Sprechen Sie!“ „Was soll ich denn sagen? Was wollen Sie von mir wissen?“ „Ihre feindliche Tätigkeit gegen unseren Arbeiter- und Bauernstaat!“ „Da gibt es nichts zu sagen, aber nehmen Sie meine Beteiligung am demokratischen Aufbau zur Kenntnis ...“, und ich erzählte mein Leben seit Betreten der SBZ Ende Februar/Anfang März 1946.

Ich lernte die Stützen der neuen „Volksjustiz“ kennen! Der erste Vernehmer übte offensichtlich seine neue Funktion bei mir als Erstem: Schon meinen Vornamen konnte er nicht schreiben: „Ruhland“ schrieb er! Und das ging langsam wie bei einem schwachen Erstklässler.

Diese Unzulänglichkeit monierte ich, sehr schonend, worauf mir Oberstlt. Bruns (phonetisch) meinen „bürgerlichen Klassendünkel“ vorwarf. „Von einem Studenten müsste man eigentlich erwarten können, dass er Verständnis für Menschen hat, die sich eine neue Tätigkeit erst aneignen. Sie wollen doch Lehrer werden?“

Nach einigen Tagen wurde ich erneut zu Oberstlt. Bruns geführt: „Womit haben Sie so gute, fortschrittliche Freunde verdient?“ Eberhard Reißner, Slawist, der mir menschlich und fachlich näher als andere stand, mit dem ich und meine Frau eine Zeit lang bei derselben Wirtin Untermieter waren, FDJ- und SED-Mitglied, hatte die Polizeidienststellen in Rostock abgeklappert, um meinen Verbleib meiner Frau mitteilen zu können.

Dies war seit der Verhaftung meine größte Sorge gewesen. Wie ging es ihr? War sie auch verhaftet worden?

Plötzlich stand meine Frau vor mir – der Schreck fuhr mir in alle Glieder. Aber sofort merkte ich, sie hatte sich in die Höhle des Löwen gewagt, um mich herauszubekommen. Sie war, wie bereits erwähnt, nach dem Krieg mit einem anerkannten Antifa-Transport aus der ČSR privilegiert ausgesiedelt und gewissermaßen in corpore in die SED übernommen worden.

Das hinderte sie nicht, immer wieder kritische Äußerungen zu machen, so dass mir ein ums andre Mal angst und bange war, man würde sie verhaften.

Oberstlt. Bruns hielt mir eindringlich vor, angesichts meiner demokratietreuen Frau und dieses fortschrittlichen Freundes – gemeint war Eberhard Reißner – müsste doch auch ich zur Vernunft kommen. Fachlich sei ich ja ohnehin vorbildlich. Ich sollte also „einsehen“, dass „wir solche Leute wie Sie brauchen“ und meine Bereitschaft zur engen Zusammenarbeit mit uns (der Dienststelle, bedeutete „der Stasi“) erklären. Meine Abkehr von meiner bisherigen störrischen oppositionellen Haltung müsste natürlich auch für alle erkennbar sein durch meine Hinwendung zu den fortschrittlichen Kräften, also durch den Eintritt in die SED. Dann wären alle meine derzeitigen Probleme, „Ihr Aufenthalt hier bei uns“, beendet. „Das sind Sie doch Ihrer Frau und Familie schuldig.“

Um mich drehte sich alles, mir schwindelte, zu einer Überlegung war ich nicht fähig. Auf sein hartnäckiges Drängen brachte ich zunächst nur hervor: „Das kann ich nicht“, was ganz zutreffend meine Haltung ausdrückte: „Du sollst nicht falsches Zeugnis geben wider Deinen Nächsten!“

Andere Menschen bespitzeln, provozieren, anschwärzen, selber sich der Überwachung und Manipulation unterwerfen, offen gegen die eigene Überzeugung diskutieren – das kann ich nicht. Außerdem, wer mich kannte und bisher achtete, würde ohnehin nicht glauben, dass meine neuen politischen Ansichten meine ehrliche Meinung seien. „Und alle würden“, so argumentierte ich weiter, „nach allem, wie ich mich bisher – kritisch eingestellt – verhalten und immer wieder meinen Freunden gegenüber und öffentlich geäußert habe, mir ja auch nicht glauben ...“ Oberstlt. Bruns' sinngemäße Antwort: „Darauf kommt es uns nicht an. Uns geht es darum, dass jemand wie Sie seinen individualistischen Eigensinn aufgibt und die Menschen sehen, dass es keinen Sinn hat, sich gegen die stärkeren Kräfte des Fortschritts zu stellen. So, das überlegen Sie sich mal, und wenn Sie so weit sind, melden Sie sich.“

Nun war mir klar, dass ich hier nicht mehr rauskomme. Ich gab meine goldene Uhr und das Geld, das ich bei mir hatte, im Keller dem Aufseher mit der Bitte, diese Wertsachen meiner Frau auszuhändigen. Nach meiner Heimkehr aus Workuta erfuhr ich, dass er sie wirklich überbracht hatte. Nach einigen Tagen wurde ich im selben Raum wie bisher Vertretern der sowjetischen Besatzungsmacht vorgeführt und hatte eine Anklage nach den Paragrafen 58/6 (Spionage), 58/10 (Anti-Sowjet-Hetze) und 58/11 (il-

legale Gruppenbildung) des sowjetischen Strafgesetzbuches der RSFSR zu unterschreiben.

„Ihren Fall haben wir unseren Freunden übergeben“, erklärte mir Oberstlt. Bruns. Auf meinen Hinweis auf Artikel 10 der DDR-Verfassung, der die Übergabe von DDR-Bürgern an eine fremde Macht untersagte, erhielt ich als Antwort: „Das wird das Gericht klären.“

Am 31. Juli 1950, nachts, wurde ich tatsächlich von den „Freunden“ übernommen, die in Schwerin ihr Quartier im ehemaligen Justizpalast am Demmlerplatz hatten.

Nach der üblichen Aufnahme-prozedur mit Leibesvisitation – alle Körperöffnungen, Mund auf, Zunge raus, Dusche, zur Wand gestellt in X-Form – suchte ich an den Wänden Blutspuren und Einschüsse. Obwohl ich ohne Brille stark behindert war, beruhigte ich mich. Hier gibt es – noch nicht? – den Genickschuss, schoss es mir durch den Kopf. Nach x-maligem Öffnen und Schließen von Korridor- und Treppentüren und dem Wechsel der Wachsoldaten wurde ich im obersten Stock in die letzte Zelle, später erfahre ich: Nr. 81, gestoßen: „Das sind ja Russen!“, weigerte ich mich, denn auf einer etwa vier Meter breiten Pritsche lagen im fahlen Licht sieben kahl geschorene Köpfe.

Der Schlag des Postens ins Kreuz beendete meine Fassungslosigkeit. In der Zelle wurde gerufen: „Ruhe, wir wollen schlafen.“ Nach kurzem unruhigem Schlaf weckte uns um 5 Uhr eine schrille Klingel. Ich brauchte eine Weile, bis ich mich in der unvorstellbaren Betriebsamkeit der Zellengenossen zurecht fand. Es war die Zeit des Stubenreinigens und „Kübelns“. Die Klokübel (zwei Kochtöpfe ohne Deckel) mussten aus der Zelle über den Flur in die sonst nicht zugängliche Sanitär-Zelle (Waschtröge und Hockklosetts) getragen werden; ebenso der Topf mit Trink- und Waschwasser – alles unter lautem „Dawaj“ (Los, mach schon!) der Posten. Immerhin bot dies Möglichkeit zu Kontakten mit Insassen anderer Zellen, die Verständigung durch Kassiber und dergleichen.

Gleichzeitig spülten andere den Terrazzofußboden der Zelle, was in den heißen Sommertagen eine angenehme Kühlung bewirkte. Das alles hatte ein bulliger, ca. 1,70 m großer sportlicher Typ von ungewöhnlicher Beweglichkeit organisiert, der auch aufpasste, dass der Reihe nach jeder der Zellengenossen 25 Liegestütze machte, ohne dass das Wachpersonal dies mitbekam. Es hätte uns als körperliche Vorbereitung eines Ausbruchs oder anderer Gewalttätigkeiten angelastet werden können. Ich als Neuling

wurde mit milder Gewalt in den Trubel des scheinbaren Durcheinanders eingeordnet und so zellen- und gemeinschaftsfähig gemacht.

Ich begann, mich allmählich kundig zu machen, mit wem ich da auf den 4 x 4 qm auskommen musste. Natürlich sagte aus verständlicher Vorsicht keiner Genaueres. Wichtig und von allgemeinem Interesse war, wie lange jeder schon bei der „Firma“ war. Was mich als Zellenneuling betraf, interessierte alle, wann ich zum Glatzescheren gerufen würde. Denn solange das nicht stattgefunden hatte, gab es die wohlwollende Vermutung, wieder freigelassen zu werden, aber auch den Verdacht, mit der entsprechenden Vorsicht gegenüber dem neuen Zellengefährten, Spitzel zu sein. Erst wenn man geschoren war, galt man als „echt“.

Über den „Chef“ unserer Zelle liefen Gerüchte, denen er nicht widersprach. Es hieß, er habe für den französischen Geheimdienst gearbeitet, sei Offizier der Wehrmacht gewesen und in Weimar auf frischer Tat ertappt worden. Von den Wachen wurde er respektvoll, mit Höflichkeit behandelt, und da er Diät-Essen (Weißbrot, Brei und Suppe sowie Zucker) gesondert erhielt, glaubte man seine Behauptung, er habe den „Kanacken“ den Fraß einmal mit Genuss in die Fresse geschmissen und die anschließende „Sonderbehandlung“ mit Befriedigung durchgestanden.

Ein interessanter Zellengenosse und Sprüchemacher war Bernhard Hecht, eine klapperdürre Bohnenstange und Familienvater, der mich in dieser Eigenschaft besonderer Zuwendung würdigte. Er war Berufssoldat und nach der Kriegsgefangenschaft in verschiedenen Funktionen am Berliner Anhalter-Bahnhof (US-Sektor) tätig gewesen. Von ihm hörte ich erstmals den Begriff „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ und den Namen ihres Bosses, Dr. Rainer Hildebrandt. Besonders beeindruckt war Bernhard Hecht von dem Buick, den die Amis Hildebrandt überlassen hatten.

Auf den Namen Hecht stieß ich erst 2005 wieder. Ich fand ihn in dem Buch „Erschossen in Moskau. Die deutschen Opfer des Stalinismus auf dem Moskauer Friedhof Donskoje 1950-1953“<sup>32</sup>. Daraus erfuhr ich, dass er 1951 in Moskau erschossen worden war und 1997 aufgrund derselben Unterlagen „wegen Fehlens eines Straftatbestandes“ von der russischen Militärstaatsanwaltschaft mit allen Rechten rehabilitiert wurde.

Allgemein mit Respekt und Hilfsbereitschaft wurde Kurt Gollnick aus Neubrandenburg behandelt. Am Oberarm amputiert, Anfang Vierziger,

<sup>32</sup> Herausgegeben von Arsenij Roginskij, Jörg Rudolph, Frank Drauschke, Anna Kaminsky, Berlin 2005.

ehemals Hauptmann der Wehrmacht, war er wegen seiner Kontakte mit ehemaligen Kameraden verhaftet worden.

Ein weiterer Zellengenosse, Hans Busch aus Neuhaus an der Elbe, posante seinen Verhaftungsgrund lauthals in den Raum. Busch hatte zur Karnevalszeit 1950 in der örtlichen Kapelle den Ton angegeben und nicht nur „Wir lustigen Hannoveraner ...“ intoniert, sondern auch „Wenn bei Capri die Rote Flotte im Meer versinkt“. Im Übrigen unterhielt er uns mit launigen Schilderungen – tatsächlicher oder gut erfundener – amouröser Abenteuer als Nachtdiensthabender auf Fracht- und Passagierschiffen. Sonst ist mir noch ein 17-jähriger Lehrling aus Parchim in Erinnerung – verhaftet, weil er sich am Gelände des Flugplatzes der Sowjets verdächtig gemacht hatte, und ein Schweriner Oberschüler, der zu einer Gruppe gehörte, die am 1. Mai mit aus West-Berlin erhaltenen Raketen Flugblätter abgeschossen hatte.

Wie es zu meiner Verhaftung gekommen war, erfuhr ich erst nach der Verurteilung durch das Sowjetische Militärtribunal (SMT) in Schwerin Ende Oktober 1950 in einer Sammelzelle des vom sowjetischen Geheimdienst genutzten Justizpalasts am Demmlerplatz. Alfred Loup, 1949 aus der Westzone als angeblich verfolgter Kommunist an die Uni Rostock gekommen, hier SED-Mitglied und sofort gefördert, bald Leiter der Laienspielgruppe der FDJ und mir als Sekretär für Kultur und Erziehung zugeordnet, war am 3. Juli 1950 verhaftet worden. Als er, von Berlin kommend, sein Reisegepäck am Bahnhof in Rostock in Empfang nehmen wollte, wurde ihm ein Koffer mit antikommunistischen Schriften aus West-Berlin zum Verhängnis. Aus welchen Gründen auch immer wollte er die Schriften mit nach Rostock nehmen. Er hatte in West-Berlin u.a. den im Wintersemester 1949 geflüchteten Wolfgang Schmidt aufgesucht und dabei offenbar erfahren, dass auch ich bei meinen Heimreisen über Berlin diesen ehemaligen Kommilitonen aus Rostock gelegentlich besuchte, und das seinem Vernehmer anvertraut.

Wenig später, am 12. Juli, war Gerhard Popp verhaftet worden. Er wurde zu einzelnen Personen darüber befragt, ob sie uneingeschränkt auf dem Boden der DDR stünden. Den ihm von der Stasi bei mir geäußerten Zweifeln habe er nicht widersprechen können, da er, „auf Ehre und Gewissen befragt, nicht lügen kann“. Zudem war es für ihn nicht denkbar, dass dies schon meine Verhaftung auslösen könnte. Dies „gestand“ mir Popp sofort,

als ich in die Verurteilenzelle kam; er ging auf mich zu und bat um Verzeihung. Ich respektierte dies – das war eben Schicksal.

Die Untersuchungshaft verlief wie üblich: erstes Verhör erst nach Wochen, nachts von 23 bis 3 oder 5 Uhr. Die Vorwürfe durch belastende Aussagen Loups waren so erdrückend, dass ich schließlich „spionskie kontakty“ (Spionagekontakte) „mit Agenten der USA“ zugab, mit der mir wichtigen reservatio mentalis: „Wenn in Ihrem Gesetzesverständnis meine Kontakte mit Kommilitonen, die von Rostock nach West-Berlin gegangen sind, als Spionage und Antisowjethetze ausgelegt werden, bin ich schuldig.“ In der Tat waren meine Informationen an Wolfgang Schmidt in Sendungen des RIAS verwendet worden.

Mir war wichtiger, dass nach mir niemand mehr verhaftet worden war und Klepsch, Ohse und vor allem meine Frau flüchten konnten. Dass es zur Verurteilung kommen würde, wurde uns allen während der Untersuchungshaft klar. An einem Türpfosten in Zelle 81 lasen wir die Einritzung: „Siebenmal 25 Jahre nach §§ ...“

Trotzdem werfe ich mir manchmal mein „Schuldbekentnis“ als „Umfallen, Schwachwerden“ vor, frage mich, ob das nicht unverzeihlich ist.

Während des Untersuchungsverfahrens gab es eine „Gegenüberstellung“ mit Gerhard Popp und Alfred Loup, die sich in der Frage erschöpfte, ob man einander kenne. Die Bestätigung befriedigte den „Sledovatel“ (Vernehmer = Untersuchungsführer) sichtlich, denn das wichtigste Moment im sowjetischen Verfahren ist das „Geständnis“.<sup>33</sup>

Die Hauptverhandlung des SMT am 31. Oktober 1950 fand im großen Saal des Justizpalastes in Schwerin statt. Ein Major führte den Vorsitz, als Beisitzer fungierten ein Offizier und ein Feldwebel; hinzu kam der Ankläger. Verteidiger und Entlastungszeugen wurden, wie schon während der Ermittlungen und des Untersuchungsverfahrens, als belanglos abgelehnt. „Wir haben Ihre Geständnisse und gegenseitig erklärten Belastungen als Beweise für Ihre Schuld“ – so war das also! Folglich gab es für mich zweimal 25 Jahre; der Vorwurf der illegalen Gruppenbildung blieb unberücksichtigt.

Mit mir zusammen wurden Gerhard Popp<sup>34</sup> und Alfred Loup gleichfalls zu je 25 Jahren verurteilt.

<sup>33</sup> Siehe Dokument Nr. 2: Übersetzung der Anklageschrift.

<sup>34</sup> Während Loup und ich nach Workuta kamen, musste Popp seine Haftjahre in den Zuchthäusern von Waldheim und Bautzen verbringen. Seine Entlassung

Schreiben, unseren nächsten Angehörigen Nachricht geben, durften wir entgegen den wiederholten Beteuerungen während der Untersuchungshaft („nach dem Urteil“) auch jetzt noch nicht. Schamlos belogen wurden wir auch auf unsere Fragen, wo wir die Strafe verbüßen würden. Die Antwort hieß immer: „Auf dem Territorium der DDR.“

Es kam anders. Auch ich hatte es in der endlosen Diskussion mit den Zelengefährten nicht für möglich gehalten, dass die Westmächte die Deportationen in die Sowjetunion hinnehmen, nicht vehemente Proteste erheben würden. Unsere Hoffnung war: „Die Russen werden doch nicht so dumm sein, sich internationaler Kritik auszusetzen mit solchen Deportationen.“ Mein Vertrauen in die westlichen Demokratien gründete sich auf die mit der Luftbrücke gezeigte Festigkeit in der Abwehr der sowjetischen Gewaltpolitik und die Fähigkeit der jungen westdeutschen Demokratie zum unüberhörbaren Protest.

Anfang Januar 1951 ging ein Transport nach Berlin; im Gefängnis Lichtenberg lagen wir etwa eine Woche, meist auf den Pritschen, vertrieben uns die Zeit mit Vorträgen und Erzählungen.

---

erfolgte am 17.01.1954. Warum er in DDR-Zuchthäuser kam und ich nach Workuta, ist bis heute rätselhaft wie so Vieles in der Praxis des NKWD.

### **Jahre in Workuta**<sup>35</sup>

Wochen nach dem Urteil begann von Ost-Berlin aus die Deportation nach Workuta. In einer Januarnacht des Jahres 1951 wurde eine große Zahl von Gefangenen, in Handschellen aneinandergeschlossen, auf LKWs verladen, zum Bahnhof gebracht und in Gefangenenwaggons gepfercht, immer drei Mann in eine Ein-Mann-Zelle. Nun erfuhren wir die Antwort auf die Frage nach dem Ort der Strafverbüßung.

Die Überfahrt über die Oder war ein Schock – es geht also in die Sowjetunion, und jeder sah die ausgemergelten, gealterten Figuren der nach Jahren zurückkehrenden Kriegsgefangenen vor sich und fragte sich: „Überlebe ich das, sehe ich meine Frau, Kinder, Eltern, Geschwister wieder?“

Es war ein Gefühl wie im Traum, wenn man in einen Abgrund stürzt. Die Fahrt, nachts, tags, nachts, tags bis Mittag wurde eine Tortur: Sitzen konnte nur einer, die beiden anderen, vor ihm stehend, sanken mit der Zeit in sich zusammen, auf den Sitzenden. Die Ermüdung entlud sich bei dem einen oder anderen in Hilferufen und Schreien. Zu essen gab es pro 24 Stunden eine Handvoll gesalzene Heringe, 300 g Brot und einen Becher Wasser. Dazu die winterliche Kälte in den ungeheizten Waggons.

In Brest wurden wir tags ausgeladen, zwar auch unter großem Geschrei des Wachpersonals, doch war alles nicht so martialisch. Im Gefängnis hing sogar eine Gefängnisordnung, natürlich in russischer Sprache. Es gab Toilettenpapier, ein Schach- und Damespiel, zivilisierte, normale Verhältnisse – nur leider war auch hier nicht geheizt. Aber es gab genug Decken, wir konnten Tag und Nacht schlafen.

Dass es nach Workuta gehe, hörten wir das erste Mal im Moskauer Durchgangsgefängnis Krasnaja Presnja (ein Stadtteil von Moskau) von sowjetischen Mithäftlingen, unter die wir nun verteilt wurden.

Ein weiterer Schock war die Einweisung in die Eisenbahnwaggons zum Weitertransport. Die normalen russischen D-Zug-Waggons hatten nur ein Fenster auf der Gang-Seite. Die fensterlosen Abteile waren zum Gang hin durch ein dichtes Maschengitter abgeteilt; unten waren zwei Bänke mit je vier Sitzplätzen, in 1,50 m Höhe eine aufklappbare durchgehende Pritsche, darüber an den Längsseiten der Abteile nochmals durchgehende

<sup>35</sup> Stark überarbeitete und erweiterte Fassung des Textes in Waldemar Krönig, Klaus-Dieter Müller: Anpassung – Widerstand – Verfolgung. Hochschule und Studenten in der SBZ und DDR 1945-1961, Köln 1994, S. 470 ff.



Pritschen. In einen solchen Käfig wurden wir einmal zu 19 Mann gezwängt.

Mein Transport kam nach sechstägiger quälender Bahnfahrt mit einer Unterbrechung in Wologda im Februar 1951 in Workuta an. Dort erwarteten uns gleißende Sonne, strahlend blauer Himmel, ein schneidender Wind. Plötzlich stürzten sich russische Mithäftlinge auf uns und rieben uns mit Schnee das Gesicht – wir erschrakten nicht schlecht! Sie schützten uns vor Erfrierungen, denn wir standen falsch zum Wind. Nase, Kinn und die Haut über den Backenknochen wurden weiß. Es waren -58 Grad!

Die Kälte und der scharfe Wind lähmten wohl auch das Posten-Begleit-Kommando etwas – etwaige Kommandos wurden vom Winde verweht. Instinktiv fürchtete jeder von uns, von den Kameraden getrennt, möglicherweise im Schneesturm eingeschneit zu werden. Fluchtgedanken kamen bei keinem auf.

Also folgte der Pulk demjenigen, der den Weg kannte. Er führte zu den Baracken. Wir, zum Teil noch geblendet von dem gleißenden Sonnenlicht, empfanden nur eines – totales Chaos. Irgendwie stellte das Zug-Begleitkommando „Vollzähligkeit“ fest, und ein Offizier von der Leitung dieses Durchgangslagers, der Peresyka, übernahm den Transport der Neuzugänge. Unsere Versuche, als Deutsche geschlossen untergebracht zu werden, wurden schroff belustigt abgetan: „Da haben sich welche gefunden! Hier sind alle Sowjetmenschen!“

Als es schon wieder finster wurde, kamen wir, ungefähr ein halbes Dutzend Deutsche, in eine kleine, total überfüllte Baracke. Es gab für uns weder einen Sitz- noch einen Schlafplatz. Die Insassen hatten offenbar alles angezogen, was sie besaßen. Es war der einzige, beste, aber auch oft unzureichende Schutz vor Beraubung.

In dieser Baracke waren alles Leute, die zur Entlassung anstanden, überwiegend ehemalige Kaufleute aus Mandschukuo. Erstaunlich viele sprachen deutsch. Uns wurde empfohlen, unsere Zivilklamotten bereitwillig umzutauschen oder zu verkaufen, denn wir würden sie sowieso los; es strichen genug verdächtige Gestalten um uns herum. Unsere Hinweise, Wachposten zum Schutz zu rufen, lösten nur Gelächter aus. Die seien doch mit den Kriminellen unter einer Decke, hieß es. Wir sollten uns möglichst unsichtbar machen, verkriechen, denn über kurz oder lang sei mit einem Überfall zu rechnen.

Uns Neulingen kam das alles übertrieben, unwirklich vor, aber die erfahrenen Knastologen sollten recht behalten. Die Tür wurde aufgestoßen,

vermummte kräftige Burschen stürzten herein, achteten nicht auf die glühenden Eisenstangen und Schürhaken, mit denen auf sie eingepugelt wurde. Der Überfall wurde brutal zurückgeschlagen, als aus der Nachbarbaracke Verstärkung zu Hilfe kam.

Irgendwie überschliefen wir die Nacht, nach Möglichkeit aneinandergeschmiegt, teils unter den Pritschen, möglichst weit weg von der Tür – man wusste ja nicht, was da noch kommen konnte.

Wir Neuen machten beim Frühstück (200 g Brot,  $\frac{3}{4}$  l Sauerkrautsuppe, 200 g Haferbrei) in der Essbaracke erstmals mit Rentierfleisch Bekanntschaft, ca. 40 g gekocht, im Geschmack und der Konsistenz etwas strenger als bayerische Ochsenbrust.

Bekleidet wurden wir, die wir alle in der warmen Jahreszeit verhaftet worden waren und von zu Hause nur in Einzelfällen Kleider, Wäsche und Schuhwerk bereits im Stasi-Gewahrsam bekommen hatten, mit ausgesonderten Wintersachen der Roten Armee, darunter Sommer-Käppi, die sich glücklicherweise aufklappen und über die Ohren ziehen ließen, und Militärmäntel.

Nach dem Frühstück ging es weiter. Der Sturm, die befürchtete „Purga“, hatte sich gelegt, die Kälte war bei der strahlenden Sonne zu ertragen. Wir stapften querfeldein durch den tiefen unberührten Schnee, quer durch die Überbleibsel der Sitzbänke eines Stadions – Brennholz war knapp –, suchten mit blinzelnden Augen nach unseren neuen Unterkünften. Die Begleitmannschaft wählte offenbar den kürzesten Weg zu unserem Lager, der Wohnzone des Schachtes Nr. 40; präziser: in die 5. Lagerabteilung des Retschlag. Es ging durch die Produktionszone, das durch die üblichen Sicherungen mit Stacheldraht eingezäunte Schachtgelände, wo es auch festgetretene Wege gab.

Mir gingen die Augen über. Eine solche chaotische Baustelle hatte ich noch nie gesehen. Gegenüber einem russischen Mitgefangenen äußerte ich, dass dies eben Ausdruck des Un- und Widerwillens der Gefangenen sei. Der aber lachte nur: „Du solltest Baustellen sehen, wo keine Häftlinge arbeiten – dort ist Dschungel, hier herrscht beispielhafte Ordnung.“

Wir stapften also zwischen fertigen Baracken und betonierten Bauten, dem davon herrührenden Erdaushub, jeder Menge Bauholz und Verschnitt, buchstäblich über Stock und Stein, bis wir unsere Quarantänebaracke erreichten. Denn jeder neue Transport, russisch „Etap“ genannt, kam nach Möglichkeit zur zwei- bis dreiwöchigen Quarantäne in eine noch nicht bewohnte, desinfizierte Baracke. Diese Holzbauten ähnelten im

Prinzip den Baracken, wie sie in der Wehrmacht, aber auch für Kriegsgefangene und Konzentrationslager verwendet wurden. Allerdings musste wegen des unter der dünnen Gras-/Moosschicht andauernden Dauerfrosts nach dem Pfahlbausystem verfahren werden, weil die Erde um die Pfähle und wegen der hierfür benötigten Löcher aufzutauen begann. Auf diese Pfähle wurde als Barackenboden das sog. „Polster“ gesetzt, der Hohlraum wurde mit Schlacke gestopft.

Nach demselben Prinzip wurden die Wände und die Decke gemacht. Im Winter gab es Doppelfenster, in der warmen Jahreszeit wurde ein Rahmen ausgehängt. Diese Verbindung funktionierte nach dem einfachen Quetschprinzip: In die Passflächen wurden Werg, Filz oder dergleichen gequetscht. Die Fenster waren kleinflächig verglast, in der obersten Reihe jeweils ein Teil, „Fortotschko“ genannt, herausnehmbar. Die Lüftung wurde durch einen Luftschacht in der Mitte der Decke – mit Schieber – verstärkt. Jede Baracke war wegen der Pfahlbauweise, auch gegen Verwehungen, über drei bis sieben Stufen Holztreppe zu erreichen. Nach einem kleinen Windfang folgte der Flur, beidseits durch Wände mit Waschtrog begrenzt. Dem Eingang gegenüber lag der Trockenraum mit 2 x 2 Meter großem Lehmziegelofen und darüber einem Hängerost. Er war der beliebteste Aufenthaltsraum. An der Schmalseite befand sich die Toilette – eine Pissrinne und ein Kasten mit drei Aussparungen zum Hin- und Hocken.

Wir waren erst wenige Tage im Lager von Schacht 40 in Quarantäne in einer der neuen Baracken, da rüttelte alle, die Russisch verstanden, der freudige Zuruf: „Das müsst ihr Euch ansehen.“ Das Farbenspiel am sterneklaren Himmel war in der Tat überwältigend beeindruckend – von Eisgrün über die ganze Farbskala hinweg bis zum tiefen Violett erstrahlte das Nordlicht. Ich erinnerte mich an das Frühjahr 1937/38, als wir es in unsrer Heimat im Isergebirge gewissermaßen als Jahrhundert-Erscheinung sahen und empfanden. Als ich im September/Oktober 1951 je Spätschicht in Holzschubkarren pro Nacht 14-15 Tonnen erhitzte Betonmischung von der Mischplatte etwa 50 m bis zum Aufzug zu karren hatte, war es für mich ein Schauspiel, das mich in Träumerei versetzte und der eisigen, rauen Wirklichkeit enthob.

Doch weder in dieser Baracke noch in den folgenden blieben wir längere Zeit. Denn alle drei bis sechs Monate „schüttelte“ die Administration die Belegschaften der Baracken und die Zusammensetzung der Arbeitseinheiten durcheinander, um Freundschaften und „Verschwörungen“, Vorberei-

tungen für Fluchtversuche und Ähnlichem vorzubeugen. Diesen „Dwizhenie“ genannten Regelungen sah man mit Unruhe entgegen, denn allein schon die Auflösung bzw. Zerschlagung etwa entstandener Vertrautheiten war mit der Ungewissheit, was neu auf einen zukam, genügend Grund für Verunsicherung.



Sommer 1954, Schacht 40

Gearbeitet wurde im Freien bis -36 Grad, bei scharfem Wind gab es zwei bis drei Grad Nachlass in der Temperaturbewertung. Krankgeschrieben wurde man ab 37,5 Grad Fieber aufwärts. Unfälle wurden stets mit dem Verdacht auf Selbstverstümmelung betrachtet. In der Tat ließ sich mancher den Blinddarm rausnehmen, auch ohne Betäubung, um eine Woche nicht arbeiten zu müssen und in der Krankenbaracke liegen zu können. Natürlich wurden Zähne ohne Betäubung gezogen, vielmehr ausgebrochen. Einem Kameraden, der Testpilot bei Arado gewesen war, hatte man ohne Betäubung Nierensteine entfernt. Er war wahnsinnig geworden. Die Ärzte waren Häftlinge, es gab Koryphäen (Unser Chirurg, ein ukrainischer Jude, Bondarenko, war Gynäkologe. Er wurde von der Sowjetprominenz zu ernsten Fällen mit dem Flugzeug geholt.), aber auch Scharlatane: Ein deutscher Medizinstudent konnte sich lange als Zahnarzt halten.

Tbc-Kranke rekonvaleszierten in dem trockenen „Hochgebirgsklima“ mit Sonneneinstrahlung ohne Untergang von Ende Mai bis Anfang September (Workuta liegt etwa 160 km nördlich des Polarkreises). Zum Ausgleich sah man die Sonne vom 10. Dezember bis 10. Januar nicht, weil sie unter dem Horizont blieb. Da konnte dann die Straßenbeleuchtung nicht abgeschaltet werden.

Todesfälle gab es bei Arbeitsunfällen (z.B. schlagende Wetter), als Folge von körperlicher Überanstrengung, bei Gelbsucht oder Fischvergiftung und bei Herzversagen, wenn nach anhaltender gleichbleibender Kälte von etwa -20 bis -25 Grad binnen Stunden ein Wettersturz nassen Schneesturm mit Temperaturanstieg auf bis +4 Grad brachte.

Als wir Anfang 1951 nach Workuta kamen, war das große Sterben an Hunger im Wesentlichen schon vorüber. Die Sowjetunion war nun an der Erhaltung der Produktivkraft „Mensch“ interessiert – die „Besserungs-Arbeitslager“ sollten produktiv sein. Da machten Tote nur Scherereien, erforderten Berichte. Auf die Vernichtung von „Volksfeinden“ und anderen „schädlichen Elementen“ waren die Lager nun nicht mehr angelegt. Deshalb war schon im Gefängnis die Essensverweigerung die einzige Waffe des Häftlings.

Im Arbeitslager wollte man überleben – nur wenige ließen sich durchhängen. Den ersten und einzigen Selbstmordversuch im Lager bei Schacht 40 seit 1951 erlebte ich im Jahre 1954 nach Abgang des ersten Heimtransports im Sommer 1953 und nachdem Post von zu Hause gekommen war: Da rannte einer aus einer Invalidenbrigade in die Todeszone längs des Stacheldrahts – und wurde zurückgezerrt!

Die Unterbringung in Baracken war nach 1950 überwiegend erträglich, fast jeder hatte seinen Platz, etwa 50 cm auf einer Pritsche. In der kalten Jahreszeit wurde geheizt. Arbeiter im Kohlebergwerk konnte man nicht gut frieren lassen. Die Verpflegung lag zwischen 2.000 Kalorien für Nichtarbeiter und 6.500 bei Normübererfüllung unter Tage vor Ort, bei Streckenvortrieb, im Flöz.

Trotzdem hatte man die erste Zeit immer Hunger. Man kam ja aus der Zone mit den Hungerrationen, hatte Monate im Gefängnis mit 400 g Klitschbrot, mittags und abends drei Viertel Liter Gemüse- oder Graupensuppe hinter sich, war meist nur Haut und Knochen. Bei den meisten konnten die freien Ärztinnen beim Gesundheitstest zur Kategorisierung für die Arbeit an den Gesäßbacken nur Haut greifen! Sowohl für Unter- wie Übertagearbeit gab es die Kategorien leichte, mittlere und schwere Arbeit.

Ab 1950 baute die Sowjetunion ihre Produktionsstätten im Polargebiet im verstärkten Maße aus. Der Schacht Nr. 40, laut Zeitungen der „Millionenschacht“ (wegen der erwarteten Jahres-Tonnenförderleistung), wurde 1952 als modernste Grube der Sowjetunion eröffnet. Die in Aussicht genommene Übererfüllung des Plans durch die „Polarkomsomolzen“<sup>36</sup> wurde in der sowjetischen Presse sofort überschwänglich gefeiert.

Nach der Quarantäne, während der die Neuankömmlinge überwiegend zu nichtproduktiven (Neben-)Tätigkeiten – wie Entladen der Anlieferungen von Lebensmitteln und Holz für die Lager, Kartoffelschälen und anderen Hilfsarbeiten für das Stammpersonal – eingesetzt wurden, kam der Einsatz zu normalen Bauarbeiten. Für neue Baracken mussten die Löcher für die tragenden Holzpfeiler der Pfahlbauweise ausgehoben werden.

Bei dem Dauerfrost war die Norm pro Häftling und Zehn-Stunden-Schicht eineinhalb Kubikmeter Aushub, wenn man 100 % Normerfüllung und damit die durchschnittliche Verpflegungsration erreichen wollte.

Selbst an schönen Wintertagen – Sonne, kaum Wind, strahlend blauer Himmel mit Fernblick auf den Ural – fuhren uns ausgemergelten Gestalten allein schon diese Umstände in die Glieder. Die Löcher sollten bei 120 x 80 cm 380 cm Tiefe betragen. An Werkzeug gab es Brechstange, Spitzhacke, Faustkeil, schweren Hammer und einen Spaten. Mit dem ersten Schlagversuch schmerzten mir alle Glieder – ich war auf einen Stein gestoßen und meinte, da erlebe ich das Frühjahr nicht.

Doch ich hatte Glück: Als Partner war mir ein knapp 40-jähriger Weißrusse, Nikolaj Dorosch, zugeteilt worden, der schon einige Zeit saß und auch 25 Jahre erhalten hatte, weil er während der deutschen Besatzungszeit auf der Gemeindeebene mit der Wehrmachtsverwaltung zusammengearbeitet hatte. Die Sympathie für uns Deutsche hatte er nicht verloren und bei der Einteilung zu Paaren daher nachgeholfen, um mir zugeteilt zu werden. Er sprach mir Mut zu: Es kämen auch leichtere Arbeiten. Und er sagte zu, den Aushub für mich zu übernehmen, wenn ich das Laden und den Abtransport per Schubkarre für uns beide besorgen würde.

Mir fielen gleich mehrere Steine vom Herzen und ich verwies zur Entschuldigung auf die Entkräftung durch die Hungerrationen im DDR-Gefängnis. „Hunger?“, entgegnete er. „Ich könnte ruhig schlafen, wenn

<sup>36</sup> Das war ein Wortspiel im Russischen: Für den Häftling gibt es im Russischen das Wort Sakljutschonnyju (= Eingesperrter), abgekürzt russ. s/k, woraus der Galgenhumor der Häftlinge Sapoljarnyjkomsomolez (= Polarkomsomolzen) machte.

ich wüsste, dass meiner Frau mit unseren 11- und 13-jährigen Töchtern pro Tag meine Ration zur Verfügung stünde!“

Ich wurde still.

Der Erdaushub war winters wie sommers gleich schwer. Es galt im Winter, gefrorene Erde mit Spitzhacke, Hammer und Brecheisen zunächst loszulösen und dann aus der Grube zu entfernen. Mit den wärmeren Temperaturen taute zwar die Erde auf, doch es wurde nicht leichter, da nun die ausgehobenen Gruben abgestützt werden mussten. Besonders für an solche Arbeit nicht gewöhnte Westler war es eine Quälerei. Es wurden Löcher für Stützpfiler der Fördertürme, 6 x 6 m bis zu 13 m Tiefe, ausgehoben, die Erde mit Eimern an Seilen hochgezogen oder von Etage zu Etage auf Bretterbühnen geworfen. Für das Fundament der Maschinenanlage wurde eine Grube von 13 m Länge, 9 m Breite und Tiefe auf diese Weise ohne Förderband ausgehoben.

Für die Arbeiten über Tage waren im Winter Kälte und Schneesturm schlimm. Am schlimmsten aber war Regen, zumal es nur eine Garnitur Oberbekleidung gab. Bei Nässe sog sich die bekannte Wattekleidung voll und wurde auch im Trockenraum über Nacht kaum trocken. Auch fehlte sie dann beim Schlafen, denn die eine Decke war spätestens nach dem dritten Waschen und Entlausen durchsichtig geworden.

Die Entlausung bzw. Desinfektion galt dem Kampf gegen Ungeziefer und zu befürchtende Krankheiten. Die Pritschen wurden auseinandergenommen und mit Hockern und Schränkchen sowie den Gehrosten aus der Baracke ins Freie oder – wenn vorhanden – in die Dampfbadestuben getragen und eine gewisse Zeit ins kochende Wasser getaucht, das mit Seife oder Desinfektionsmitteln angereichert war. Die Gegenstände wurden abgeschrubbt. Der Trockenvorgang dauerte je nach Wetter mehrere Tage, da ja in den Baracken Fußböden und Fensterrahmen derselben Prozedur unterzogen wurden. Die Bekleidung und überhaupt alle Stoffstücke wurden heiß gedämpft, was manchmal erheblichen Schaden anrichtete; Wattehosen und -jacken litten ebenfalls. Ich habe nirgends Läuse oder Flöhe erlebt. Aber es gab, besonders in älteren Baracken, höchst unangenehme Wanzen, die ansonsten in Ritzen und Fugen dahindösten, aber aktiv wurden, wenn man die Pritschen zur Desinfizierung auseinandernahm.

Die Leibwäsche wurde beim Besuch der Badestube alle 10 Tage gewechselt und im Trockenraum gedämpft. Zu dieser Art Hygiene gehörte, dass nicht nur die Kopf-, sondern alle Körperhaare in diesem Turnus rasiert

wurden. Fuß- und Fingernägel wurden mithilfe angeketteter Scheren geschnitten. Das Sanitätspersonal setzte sich überwiegend aus Angehörigen der Kaukasusvölker zusammen, also Armeniern, Georgiern, Aserbajdschanern und den vielen kleineren Nationalitäten, die wir Deutschen weder kannten noch auseinanderhalten konnten.

Jeder Aufenthalt im Freien wurde ab dem Frühjahr durch die Mücken zur Qual. Über Tage gab es noch Beton- und Transportarbeiten, die bis 1954 alle von Hand – also mit Muskelkraft – zu verrichten waren. Auch gab es noch den Holzplatz mit Sägewerk, wo das Bau- und Grubenholz zubereitet wurde. Für die Übertage-Arbeiter galt die Zehn-Stunden-Schicht: 6-16, 14-24, 22-8 Uhr. Das bedeutete 3.30 Uhr Wecken, brigadeweise Marsch in die Ess-Baracke. Bei 100 % Normerfüllung erhielten wir 600 g Brot, etwa 40 g Fisch oder Fleisch, 150-250 g Brei mit 5 g Öl (Kaschabrei aus Haferflocken, Hirse, Graupen, Buchweizen, Gersten-, Roggen- oder Weizengraupen oder, ganz selten, Grieß). Dazu kamen 750 g Kohl-, Sauerkraut-, Sauerampfer- oder Graupensuppe. Kurz nach fünf Uhr mussten wir am Lagertor zur Zählkontrolle und Filzung, d.h. Durchsuchung unserer Kleidung, anstehen. Dann marschierten wir brigadeweise aus der Lager-Wohnzone in die Arbeitszone durch Korridore, die von Stacheldraht und Schussstreifen begrenzt wurden. Wenn außerhalb der Arbeits- und Produktionszone gearbeitet wurde (z.B. Straßenbau, Eisenbahnbau, Häuserbau, Transportarbeiten), wurde in Fünferreihen gegangen, vorne und hinten je zwei Soldaten und beidseits aller fünf Reihen einer mit schussbereiter Maschinenpistole. Der An- und Abmarsch galten nicht als Arbeitszeit. Übergriffe der Wachmannschaften erlebte ich nicht. Es wurde gebrüllt und eingeschüchtert, mit der Zeit lief sich das auch mit den Neuankömmlingen ein – sowohl bei uns Häftlingen wie auch bei den Wachmannschaften. Vor sechs Uhr wurde am Arbeitsplatz das Werkzeug ausgegeben: Spaten, Schaufel, Kreuzhacke, Brechstange, Presslufthammer, Säge, Beil. Mittags kamen bis Ende 1952 die Essenträger. Pro Person gab es 200 g Brot und Brei, wie zum Frühstück mit 5 Gramm Öl. Für das Essen wurde eine kleine Holzbude genutzt, in der aber nicht alle Platz hatten; also musste ein Teil bei Regen und Schneetreiben im Freien essen. Zu den schwersten Arbeiten gehörten Erdaushub, Betonmischen von Hand, losen Zement verladen, Kohlenwaggons entladen und Schneeräumen mit dem Spaten. Diese Norm war von uns Deutschen nicht zu schaffen. Aber die Normerfüllung bestimmte die Essensration gemäß den Kategorien „unter



100 %“, „über 100 %“ und „über 111 %“. Die Normerfüllung bestimmte auch das Schicksal der Brigadiere – der russische Begriff für Vorarbeiter, die eine Gruppe von Arbeitern leiteten und kontrollierten. Sie konnten einem das Leben wegen der Normerfüllung zur Hölle machen.

Nach mehreren „Verschiebungen“, d.h. den bereits angesprochenen Änderungen in der Zusammensetzung der Arbeitsbrigaden und Belegschaften der Unterkünfte, landete ich mit einigen deutschen Kameraden in der 25. Brigade, die wegen ihrer rauen Umgangsformen und hohen Normerfüllung gefürchtet war. Hier wurden wir im Erdaushub und bei Betonarbeiten eingesetzt.

Brigadier war Pjotr Wassiljewitsch Jermaschenkow, Mittdreißiger, offensichtlich russifizierter Ukrainer und wahrscheinlich als Offizier wegen eines geringfügigen Vergehens zu den üblichen 25 Jahren Arbeitslagererziehung verurteilt. Ich habe viele Brigadiere, Vorarbeiter und Desjatiniks (Poliere) erlebt. Aber keiner war vornehmer in Habitus und Umgang mit den ihm anvertrauten Zwangsarbeitern als Jermaschenkow. Selbstverständlich gebührte ihm die Einzelpritsche am Kopfende der Sektion, neidlos wurden ihm die Privilegien eines Brigadiers eingeräumt – beste Ausstattung mit „Bettzeug“ und Bekleidung, Bevorzugung in der Verpflegung. Als ab 1. Januar 1952 die Bezahlung eingeführt wurde, lehnte er den üblicherweise an den Brigadier abzuführenden „Zehnten“ ab.

Vorbildlich war auch seine Fähigkeit, jeden, ob 50-jährig oder erst 16, entsprechend seinen Voraussetzungen im Arbeitsablauf einzusetzen, so dass er ohne Tricks den meisten mit 111 % Normübererfüllung die besten Essensrationen zuschreiben konnte, d.h. keinen unter 100 % auf „Schmal-kost“ setzen musste.

Es überwogen in seiner Brigade die Sapadniki (die Westukrainer, deren Region erst im Vollzug des Hitler-Stalin-Pakts nach dem 17. September 1939 von der Roten Armee besetzt wurde) und die Ostpolen, die zum Teil bis 1949 aus den Wäldern heraus die „Moskowiter“, die verhassten Besatzer, bekämpft hatten, prächtige Burschen zwischen 16 und 35 Jahren. Dazu kamen drei bis fünf ältere Groß-Ukrainer, Kolchosniki, denen vorgeworfen worden war, mit der deutschen Besatzung kollaboriert zu haben, ein junger Lette und einige Russen, denen gegenüber Misstrauen herrschte, da sie zum „Staats“- oder Kernvolk der Sowjetunion gehörten.

Es gab verschiedene privilegierte Einsätze durch den Brigadier: Ein Lehrer aus der West-Ukraine wurde in die Sanitätsbaracke abgestellt, dem

Russen aus Moskau die Aufsicht in der Produktionszone übertragen, ein älterer Ukrainer, eine Art „graue Eminenz“, hatte die Werkzeugbaracke unter sich.

Für uns Deutsche, die als Verstärkung in die Brigade kamen, mussten in den unteren Zwei-Mann-Pritschen jeweils zwei Bretter in der Mitte eingefügt werden. Ich kam zwischen Bogdan, 21 Jahre, und Lawrentij, 27 Jahre alt, zu liegen, beide Wolhynier. Mit ihnen wurde ich zum Erdaushub in dieselbe Grube beordert.

Es waren in jeder Beziehung anständige junge Männer, und meine Sprach- und Landeskenntnisse erleichterten sofort die Kommunikation. Trotzdem glaubte ich wieder einmal, ich würde das Ende der Schicht nicht erleben. Ich musste aus der obersten Bühne einer 4 x 6-m-Grube in eine meterhoch über mir stehende Lore Erdaushub schaufeln, der zuvor von drei Mann abgegraben wurde.

Ich wollte gerade meiner Verzweiflung über die furchterliche Schinderei Luft machen, da wischten sie ihre Schaufeln ab und sagten: „Ordentlich, Roland, zdorowo, wir wollten nur testen, ob Du ein ganzer Kerl bist.“ Mir war zwar wirklich sterbensübel, aber diese Worte und das weitere kameradschaftliche Verhalten hatten mich in die Hackordnung eingereiht. Bei Sonderverkauf in der Kantine, Verteilung der Eintrittskarten zu Kino-Aufführungen und anderen Kulturveranstaltungen, durfte ich mich an vorderer Stelle „bewerben“. Sie erklärten: „Rührt ihn nicht an, das ist Roland, unser Fritz!“

Wolodja Remizowskij, etwa 35, ein Westukrainer, erklärte mir nach vielen Nachteilsätzen: „Aber etwas Gutes hat der Kommunismus doch gebracht: Kino und Elektrizität.“ Das Elektrizität keine Erfindung der Russen war konnte er kaum glaube. Dann erzählte er mir in nächtlicher Partnerschaft seine Geschichte. Da er nur noch ein Auge hatte, hatte er gehofft, „bei der Assentierung“, der regelmäßigen Überprüfung der Militärdiensttauglichkeit, freizukommen, indem er auch noch auf Beeinträchtigung seines Hörvermögens hinwies. Die Kommission nahm das zur Kenntnis, entließ ihn, aber warf ihm auf der Treppe einen Metall-Eimer hinterher – worauf sein Erschrecken natürlich den Täuschungsversuch bloßstellte.

Unter den Ukrainern betonten auffällig viele ihre Religiosität. Die Älteren, indem sie sich vor und nach dem Essen bekreuzigten; Jüngere beteten

nach dem Wecken und vor dem Schlafen zwischen den Pritschen stehend und vor dem Nachtschränkchen, zum Teil kniend und laut.

An ihren großen Feiertagen verweigerten sie, ebenso wie die Adventisten, Baptisten und Zeugen Jehovas, die Arbeit. Sie nahmen in Kauf, von den Wachsoldaten an Händen und Beinen zur Strafbaracke geschleift zu werden, ertrugen den Kältekarzer und verzichteten während der Fastenzeit auf die Fleischrationen. Ihre Ernährung verbesserten sie durch getrocknetes Schwarzbrot, das ihnen für die Fastenzeit von ihren Angehörigen geschickt wurde. Offensichtlich an karges Leben gewöhnt, schienen ihnen die schweren körperlichen Anstrengungen nichts auszumachen. Sie beklagten nicht den Hunger, nur die Älteren rauchten, drehten mit unglaublicher Fingerfertigkeit den krümeligen Machorka-Tabak in der Hosentasche in das entsprechende Stück Zeitungspapier. An Zusammenhalt konnten sich mit ihnen vor allem die Balten messen, denen dies ihre vom Slawischen stark unterschiedlichen Sprachen erleichterten.

Ab dem 1. Januar 1952 erhielten wir eine geringe Bezahlung, in der Höhe abhängig davon, welches Arbeitssoll erfüllt wurde. Ich erinnere mich, als ersten Monatsverdienst 27 Rubel ausgezahlt bekommen zu haben. Dies bot später, bei höherem Lohn, die Möglichkeit, in der Lagerkantine je nach Verfügbarkeit Köstlichkeiten wie Zitronen oder Konfekt einzukaufen – die Zitrone für 5 Rubel das Stück, oder Konfekt, das nirgendwo einen Abnehmer gefunden hatte und daher in die Lagerkantine dirigiert wurde. Schließlich wurde eine zusätzliche Kantine eingeführt, in der man gegen Bezahlung essen konnte – ein Stück Fleisch und Backwaren.

Die freie Zeit begann um 16 Uhr, wenn das Werkzeug gereinigt und abgegeben wurde. Es folgten ein Zählappell, Rückmarsch, Leibesvisitation am Lagertor, Vollzähligkeitskontrolle, etwa 17 Uhr brigadeweise Abendessen, 19 Uhr Verschluss der Baracken und Zählappell in den Baracken, der sich bis nach Mitternacht öfters wiederholen konnte und dann zur Schikane wurde.

Zwischen Abendessen und Barackenschluss hatte man Zeit, sich in der Kulturbaracke an der Vitrine zum Zeitunglesen anzustellen, ein Buch auszuleihen. Für die Klassiker der russischen Literatur gab es lange Wartelisten. Ich trug mich 1952 als 97. für „Anna Karenina“ ein. Es gab nur Literatur in russischer Sprache. Gegenüber vielen anderen deutschen Mitgefangenen war ich im Vorteil, da ich die russische Sprache halbwegs be-

herrschte und in Gesprächen mit russischen Mitgefangenen meine Kenntnisse noch verbessern konnte.

Diese Sprachkenntnisse – vor allem, da ich nicht nur reden, sondern auch auf Russisch schreiben konnte – führten schließlich dazu, dass ich 1954 zum Brigadier jener Transportbrigade im Schacht wurde, in der ich bereits seit 1952 arbeitete.

Mein Vorgänger war ein Ukrainer, der 1946 verhaftet worden war und nur sieben Jahre Arbeitslager erhalten hatte. Namen und Arbeitsberichte aufzuschreiben, fiel ihm schwer. Dafür war er ein geborener Bergmann, der Augen und Ohren hatte für das Kohlenflöz und sich ankündigende Gefahrensituationen. Diese ergaben sich bereits daraus, dass wir die Stützpfiler nicht nach Vorschrift alle 35 cm, sondern nur alle 75 cm setzten, da ansonsten die Norm nicht zu erfüllen gewesen wäre. Da er sich mit dem Schreiben schwer tat, schrieb ich für ihn die Arbeitsberichte. Nachdem er aus dem Lager entlassen worden war, trugen mir daher die Leute unserer Brigade an, nun den Brigadier zu machen. Und so übernahm ich seine Rolle, nachdem die Schachtleitung dies gebilligt hatte. Es war für mich selbstverständlich, wie alle mitzuarbeiten und als „Springer“ auch die unangenehmsten Arbeiten zu übernehmen. Daher hatte ich auch einen guten Stand bei meinen Kameraden in der Brigade. Sie arbeiteten gut, übererfüllten die Normen, so dass wir manchen zusätzlichen freien Tag heraus schlagen konnten.

Andere deutsche Haftkameraden nahmen eine andere Haltung ein unter dem Motto: Ich beteilige mich nicht am Schmieden jener Ketten, mit denen ich gefesselt werde. Sie nahmen in Kauf, dass sie in ein Straflager kamen und herumgestoßen wurden. Zu ihnen zählte mein Kommilitone aus Rostock, Hartwig Bernitt. Der arbeitete nicht, der weigerte sich und hatte schließlich ein solches Ansehen, dass ihn niemand mehr behelligte, wenn er wieder in ein anderes Lager kam.

Das war nicht mein Naturell, das lag mir nicht. Außerdem war ich der Meinung, dass man nicht große Sabotage betreiben könne. Ob ich arbeite oder nicht – davon geht der Sowjetstaat nicht kaputt. Und schließlich wollte ich die Zeit in Workuta heil überleben, Frau und Kind wiedersehen und durch Arbeitsverweigerung keine Strafmaßnahmen und gesundheitlichen Schäden provozieren.

In den Baracken hing im Eingangsraum ein Lautsprecher, der uns durch das regelmäßige Abspielen der Sowjethymne um Mitternacht nervte und

mehr Nebengeräusche als Verständliches von sich gab. Manchmal gab es in jeder Baracke einen Zeitungsaushang: die Prawda, Istwestija, Krasnyj sever (Roter Norden), Za nowyj sever (Für den neuen Norden). Drei oder viermal pro Jahr wurden im Speisesaal Filme vorgeführt: oft „Beutefilme“ mit Zarah Leander oder Greta Garbo. Eine Sensation war für uns, als 1955 „Fanfan der Husar“ mit Gina Lollobrigida gezeigt wurde.

Öfters gab es Kulturabende mit Gesangs- und Instrumentaldarbietungen sowie Theateraufführungen. Weil es dabei immer mehr Interessenten als Plätze gab, wurde innerhalb der Brigaden die Hackordnung angewendet – Bestarbeiter zuerst. Dies galt auch für die Ausstattung mit Bekleidung.

Es dauerte Jahre, bis wir an unsere Angehörigen schreiben durften. Auf unsere Beschwerden antworteten die Offiziere: „Wieso? Natürlich dürfen Sie schreiben!“ Also gut, wir fingen damit an, gaben die Briefpost ab – und kriegten sie zurück. Auf unsere Proteste kam zur Antwort: „Ja, für Ausländer gibt es da besondere Formulare.“ Und auf die Frage, wo denn die Formulare seien, hieß es: „Die Formulare sind schon angefordert. Wenn’s die geben wird, wird’s die geben. Also behaupten Sie nicht, dass Sie nicht schreiben dürfen. Das ist eine Verleumdung der Sowjetunion. Dafür können sie bestraft werden.“

Endlich, im November oder Dezember 1953, erhielten wir die Formulare, die für Kriegsgefangene international üblichen Rotkreuz- bzw. Roter-Halbmond-Karten, und konnten nun schreiben. Ich schickte eine Karte an meine Schwiegermutter in Gotha, da ich keine Anschrift meiner Frau hatte. Viele bezweifelten, dass die Karten befördert würden, und es begann das große Warten. Januar und Februar 1954 vergingen – keine Antwort. Dann kamen die ersten Pakete an für zwei Häftlinge aus West-Berlin. Und bald auch Antwortkarten aus Deutschland. Meine Schwiegermutter schrieb mir, dass sie wisse, wie es mir geht, da mein Freund Gerhard Schulz sie aufgesucht und informiert hätte. Schulz gehörte zu den Glücklichen, die bereits im Sommer 1953 zur Entlassung ausgesucht und aus unserem Lager verschwunden waren. Nur waren wir nicht sicher gewesen, ob sie tatsächlich die Heimat erreicht hatten. Jetzt hatten wir die Gewissheit. Und wie viele andere entlassene Kameraden hatte auch er es als seine Pflicht angesehen, kaum in Deutschland angekommen, die Angehörigen noch im Arbeitslager befindlicher Schicksalsgefährten aufzusuchen.

Für viele Angehörige waren unsere Karten seit der Verhaftung das erste Lebenszeichen. Meine Frau hatte allerdings bereits 1952 von einem Vor-

gesetzten – sie arbeitete zu jener Zeit bei der amerikanischen Caritas – die Mitteilung erhalten, dass ich noch lebe und nach Workuta deportiert worden war.

Wie gesagt, ab Frühjahr 1954 durften wir auch Pakete aus Deutschland empfangen. Mit unseren blauen Tuchtrainings-Anzügen, die wir aus der Heimat erhielten, statteten wir im Winter 1954/55 sogar Teile der freien Grubenhierarchie aus!

Wer unter Tage arbeitete, hatte eine zusätzliche Arbeitsgarnitur und nach der Schicht Duschkmöglichkeit. Er war vor Wind und Wetter geschützt, musste allerdings die teils schwere Arbeit schaffen und die hohe Luftfeuchtigkeit bei nur neun Grad ertragen. Dazu kamen die Gefahren durch die Nichtbeachtung von Sicherheitsvorschriften. Es ist erstaunlich, dass so wenig passierte.

In den Arbeitsbrigaden bildete sich über die Nationalitäten hinweg eine gute Kameradschaft; man war aufeinander angewiesen. In meiner Brigade hatten wir zu einer bestimmten Zeit bei 23 Mann 14 verschiedene Nationalitäten! Uns Deutschen gegenüber waren Ukrainer, Balten und – darüber wurde besonders von den Ukrainern und Polen gespöttelt – russische Juden am freundlichsten, unter denen es allerdings vereinzelt aus verständlichen Gründen auch Deutschenhasser gab.

Der Zusammenhalt war unter den Ukrainern am besten, dann unter den Balten. Gewisse Russen spielten sich als Herren auf. Nur gelegentlich wurde uns Deutschen die Schuld am Lagerdasein gegeben, weil der deutsche Überfall Okkupation und Gefangenschaft mit sich gebracht hatte. Das Gros der Sowjetbürger war wegen Hoch- und Landesverrats nach § 58 1a und 1b des Strafkodex der RSFSR verurteilt, ab 1948 kaum unter 25 Jahren.

Sowohl für die, die als Neuzugänge ins Lager kamen, wie für die „alten Hasen“ der Lagerwelt war dies überhaupt eine der wichtigsten Fragen: „Wie lange sitzt Du schon?“

Bogdan, mein Pritschennachbar, genoss mein Erschrecken über die langen Haftstrafen mit Gleichmut und in leichter Gelassenheit, Überlegenheit: „Aber dort der Faradschof, Iskander Iskanderowitsch, Aserbaidshane, sitzt seit 1942.“ Kein Wunder, dass der nicht mehr ganz bei sich ist, dachte ich. Doch Bogdan rief mich in die Wirklichkeit zurück: „Djadja Mischa Glasunow, der heute die Bouletten ausgeteilt hat, Kulak, sitzt seit 1928, hat, wie Du, auch 25 Jahre!“

Aber den Höhepunkt an Unverfrorenheit im Umgang der Sowjetmacht mit der dem Häftling gestohlenen Zeit erlebte Alexander Jakowlewitsch Schilgorin, geboren ca. 1895, Jude aus Leningrad. Als nach Stalins Tod 1953 verschiedene „Staatsanwälte für besondere Aufgaben“ in die Wohnbaracken kamen und nach Anträgen und Beschwerden fragten, rühmte sich Schilgorin, ungeachtet des Spotts und der Belustigung seiner unfreiwilligen Zuhörer, immer noch seiner Teilnahme an der Oktoberrevolution in unmittelbarer Nähe zu Lenin. Er meldete sich also zu Wort: „Graschdanin Natschalnik, (Bürger Kommandant), ich sitze seit 1937.“ „Verurteilt?“ „Ja, zu fünf Jahren.“ „Da bist Du ja gut davon gekommen!“ „1942, bei Ablauf des Strafmaßes, wurde die Frist auf administrativem Wege um 10 Jahre verlängert.“ „Damals kämpften die besten Söhne des sowjetischen Volkes gegen die Hitlerfaschisten, und Du konntest hinter dem warmen Ofen sitzen!“ „Bürger Kommandant, jetzt ist schon wieder ein Jahr ohne Entscheidung vergangen!“ „Na und, Du müsstest doch warten gelernt haben! Wann verhaftet?“ „1937.“ „Interessant, auch ich bin seit 1937 bei dieser Institution – allerdings auf der anderen Seite des Stacheldrahts“, sprach’s und ging davon. Schilgorin war fassungslos, so dass er hoffentlich die schadenfrohen Schmähungen nicht hörte: „Geschieht Dir recht!“

Unter den Ukrainern waren nicht wenige, die sich 1941 beim Einmarsch der Wehrmacht auf die Seite der Deutschen geschlagen hatten, weil sie in den Deutschen die Befreier vom Kommunismus sahen. Einige hatten noch bis 1949 in den Wäldern gegen die „Moskowiter“ gekämpft. Und so konnte ich hören: „Roland, wo sind denn die Deutschen geblieben, die 1941 gekommen sind, Hemdsärmel rauf, Jacke aufgeschlagen, Kragen offen, Maschinengewehr über der Schulter, Gesang, strahlende Figuren, richtige Deutsche. Und jetzt kommt ihr an: die Nase tropft, der eine oder andere heult. Erbarmungswürdige Figuren des Jammers. Wo sind denn die deutschen Kerle geblieben, die wir 1941 erlebt haben?“

Wir Deutschen hatten es aus mehreren Gründen schwerer als die Landskinder: Diese kamen nicht nur mit Wetter und Arbeit besser zurecht, wir hatten uns auch noch mit den zivilisatorisch-technischen Rückständigkeiten und Unzulänglichkeiten des Alltags zu plagen. Es gab keine Fußsocken, sondern nur Fußlappen, noch dazu nicht in der ehemaligen Landsern vertrauten quadratischen Form, sondern wie Handtücher. Sowjetbürger wickelten diese kunstvoll von der Fußspitze nach oben. Der „Fritz“, so

spotteten die Russen, konnte nicht einmal Fußlappen nutzen, sah sich aber als etwas Besseres, denn in seinen Augen „haben die Russen ja keine Kultur“.

Auch wir deutschen Häftlinge entwickelten Überheblichkeiten. Uns störten Türen ohne Türdrücker und Schlösser, Fenster ebenso, die Ärmlichkeit und Rückständigkeit der elektrischen Anlagen und Apparate. Toilettenpapier gab es nicht, und vor allem: Die Russen vermissten das nicht, kamen ohne aus. Und diese „Primitiven“ hatten den Krieg gewonnen, uns besiegt, Deutschland besetzt! Und wollten uns jetzt Kultur und Demokratie beibringen – das war nicht zu ertragen! Erst recht trat unsere Überheblichkeit zutage, als wir Pakete bekamen, in denen so wunderliche Dinge waren wie Handwaschbürste, Waschhandschuh. Das passte dann zum sowjetischen Feindbild, dass diese „Fritzen“ verweichlicht seien.

Ich habe den Eindruck, dass zu den objektiven Beschwerden diese aus den unterschiedlichen Lebensbefindlichkeiten herrührenden Reibereien ein wesentliches Moment waren, weshalb für uns Deutsche alles so besonders schwer war. Zudem: Wir waren so weit weg von zu Hause und lange Jahre vergessen, denn es war ja höchstens von Kriegsverbrechern die Rede. Wir, die SMT-verurteilten deutschen Zivilisten, wurden totgeschwiegen.

Welches brutale Klima im Lager auch zwischen den Gefangenen herrschte, davon zeugen Fälle der Selbstjustiz. So waren 1950 im Schacht 40 unter den Litauern fünf Häftlinge als „Verräter“ ermordet worden. Die Täter, die sich zu ihrer Aktion bekannten, erhielten nach § 58 erneut 25 Jahre Besserungslager. Und solche Akte der Selbstjustiz wiederholten sich.

Ich selbst erlebte 1954 Folgendes: Es gab da einen Brigadier, der seine Leute erpresste und sich schließlich von den in der Schließkammer verwahrten Lebensmitteln seiner Brigade gewisse Mengen abzweigte! Auch war er dafür bekannt, Spitzeldienste für die politische Verwaltung zu leisten. Dabei geriet er an die Falschen, nämlich an Ukrainer, die das einigen ihrer Bestarbeiter, die in Baracken mit einstöckigen Betten und weißer Bettwäsche wohnten und in der Essbaracke in einem Sonderraum bedient wurden, erzählten. Zwei von ihnen, Charkowtsew (Ukrainer) und Kopij (Weißrusse), beschlossen, diesen als „Pestbeule“ empfundenen Brigadier zu entfernen. Sie nutzten ihr Privileg der nur wenig eingeschränkten Bewegungsfreiheit, gingen früh vor dem Wecken in die Baracke des Brigadiers, schalteten Licht an und forderten alle Insassen auf, „nichts zu se-



hen“. Dann weckten sie den Spitzel, sagten ihm, er solle wissen, von wem und wofür er aus dem Leben ins Jenseits befördert werde, und erstachen ihn. Dem Baracken-Nachtwächter bedeuteten sie, er sei „ausgeschaltet“ gewesen. Dann gingen die beiden Rächer auf die Wache und berichteten wahrheitsgemäß ihre Tat. Die Posten hielten das für einen unangemessenen Scherz und schickten die beiden bekannten Bestarbeiter in ihren Tagesablauf. Sie gingen in ihre Privilegierten-Unterkunft zurück; in der Mord-Baracke überzeugte sich der Diensthabende von dem Geschehen. Die beiden Rächer hatten insofern Glück, dass ihre Aktion nicht als „Sabotage“ bewertet wurde, für die ab Januar 1950 in der Sowjetunion wieder die Todesstrafe ausgesprochen werden konnte, und sie „nur“ nach § 58 erneut zu 25 Jahren verurteilt wurden. Als Bestarbeiter blieben sie im Lager.

### **Der Streik-Sommer 1953 im Schacht 40<sup>37</sup>**

Mit dem 1. Januar 1953 begann auf Schacht 40 der planmäßige Kohleabbau – als Jahresfördermenge war eine Million Tonnen veranschlagt. Neben erhöhtem Leistungsdruck war das ohnehin strenge Lagerregime 1952 noch verschärft worden: Gitter vor den Fenstern, Abschließen der Baracken nach dem abendlichen Zählappell, helle Aufnäher im DIN-A6-Format mit Ziffer-Buchstaben-Kombinationen (bei mir „I-K 70“) auf dem rechten Oberschenkel der Hose bzw. dem Rückenteil von Telogrejka (Wattweste) und Buschlat (Wattemantel).

Für weitere Spannung sorgten zwei große Transporte mit Ukrainern aus Kemerowo, die ihre Verlegung nach Workuta als Verschlechterung und Strafmaßnahme empfanden und mit Arbeitsverweigerung reagierten. Der Administration gelang es nicht, sie in die Lagerstruktur einzuordnen, in den Produktionsprozess einzufügen; sie blieben ein Störfaktor, der immer wieder neu ein- und aufgeteilt werden musste. Die Disziplin für die im Arbeitsprozess eingesetzten Brigaden wurde weiter gestrafft, denn die Planerfüllung sollte ein leuchtendes Beispiel sein. Wir erwarteten von dem Jahr 1953 nichts Gutes, erst recht, als die Zeitungen die Schauergeschichten von der Ärzteverschwörung in der Sowjetunion brachten – überwiegend bekannte Koryphäen, bekannte jüdische Namen. Besonders die jüdischen Mithäftlinge fürchteten eine neue Verfolgungskampagne.

Da, aus heiterem Himmel, kamen Meldungen über eine Erkrankung Stalins! Alles war plötzlich wie gelähmt, in den Gesprächen war man noch vorsichtiger – dann die Nachricht von seinem Tod. Nun schossen die wildesten Gerüchte ins Kraut, manche fürchteten schlimmste Verschärfungen des Regimes. Andere meinten, schlimmer könne es nicht werden, es sei denn, ein Mann setze sich durch: Berija, der gefürchtete Chef des sowjetischen Geheimdienstes! Aber in Rundfunk und Zeitungen war bald keine Rede mehr von einer Ärzteverschwörung, keine Andeutungen, dass Stalin irgendwelchen Machenschaften zum Opfer gefallen sei. Offensichtlich wusste die Staatsführung selbst noch nicht, welche Richtung sie einschlagen sollte. Allmählich hatte es den Anschein, dass die Zügel gelockert werden sollten, denn die Nummern wurden beseitigt, die Baracken nicht

<sup>37</sup> Überarbeitete Fassung des Textes von Roland Bude in Wladislaw Hedeler, Horst Hennig (Hg.): Schwarze Pyramiden, rote Sklaven. Der Streik in Workuta im Sommer 1953. Eine dokumentierte Chronik, Leipzig 2007, S. 180-182.

mehr zugesperrt, und Ende Mai bzw. Anfang Juni ereigneten sich unvorstellbare Dinge: Nach und nach wurden immer mehr, schließlich etwa ein Dutzend Deutsche aus dem Arbeitsprozess herausgenommen, neu eingekleidet, alles „perwyj srok“ – fabrikneu! Erste Gerüchte: Die kommen nach Hause.

Dann, unglaublich, Nachrichten über Hetz-Kampagnen aus West-Berlin und die Einschleusung von Unruhestiftern in Betriebe und auf Großbaustellen in der „Hauptstadt der DDR“, Ost-Berlin! So stolz wir Deutschen waren, dass die Ost-Berliner offensichtlich gegen den Normendruck und die Begleitumstände aufgemuckt hatten, fuhr es den Entlassungskandidaten doch in die Glieder: Man fürchtete, dass es nun nichts mit dem Heimtransport würde, wenn die zu Hause sich nun so widersetzlich verhalten. Doch alle Befürchtungen wurden widerlegt: Die Kameraden gingen auf Transport. Und nach Wochen drang aus dem Begleitpersonal die Kunde, dass man sie nach Tapiau (Ostprien) gebracht hat. Doch sicher waren wir noch nicht. Es gab weitere gute Nachrichten: Ende Juni der Ausschluss des sowjetischen Geheimdienstchefs Berija aus den Führungsgremien und seine Verhaftung. Das alles blieb nicht ohne Wirkung: In Deutschland stehen die geschlagenen Kriegsgegner gegen das kommunistische Besatzungsregime auf. Aus den Lagern entlässt man die Deutschen. Und was sei mit ihnen, fragten sich die Sowjetbürger. Forderungen nach Revision der Urteile, Entlassung, besseren Arbeitsbedingungen wurden laut, so dass Offiziere in unsere Baracken kamen, weitere Vergünstigungen in Aussicht stellten, Eingaben entgegennahmen. Aber die Arbeitssklaven gaben sich damit nun nicht mehr zufrieden.

Es war ein herrlicher Sommer, die üblichen vier Tage pro Monat, die man von der Arbeit befreit war, boten die Möglichkeit, sich in der Sonne zu aalen, die sechs bis acht Wochen nicht unterging. Das machte Lust auf mehr; also erklärte mir eines Morgens Kostja Perov, Bestarbeiter am Stwol, unten auf der Sohle am Förderschacht tätig (er rangierte von Hand (!) die beladenen Loren in den Käfig für den Aufzug nach oben), er gehe nicht mit zur Arbeit, er müsse sich ausruhen. Einen arbeitsfreien Ruhetag hatte er nicht mehr, aber Kostja war beliebt, außerdem die Kameradschaft in der Brigade bestens – einen unvorhergesehenen Ausfall konnte man verkraften, ohne die Normerfüllung zu gefährden. An der Wache entschuldigte ich Kostja mit „plötzlich aufgetretenen undefinierbaren Schmerzen“.

Die ganze Schicht über warteten wir gespannt, dass Kostja nachgeschickt würde – wie üblich. Nichts geschah. Wir vermuteten Kostja im Isolator wegen Arbeitsverweigerung, eine für solche Fälle vorgesehene besondere Haftbaracke. Aber nichts da! Wir staunten nicht schlecht, als uns bei der Rückkehr ins Lager Kostja kreuzfidel entgegenkam: Der für den Arbeits-einsatz zuständige Offizier habe ihn in der Baracke aufgesucht und gut zu-geredet. Er, der Bestarbeiter, schneide sich doch ins eigene Fleisch durch den Verdienstausfall, schade der Brigade, gefährde die Planerfüllung! Die Schicht wurde für Kostja als „Fehltag“ gebucht, sonst geschah nichts.

Der Fall sprach sich herum, das Beispiel machte Schule: Schließlich fu-hren nur noch die Spezialisten ein, die für Pumpstation, Bewetterung und Elektroaggregate zuständig waren, damit die Grube nicht absoff.

Doch der schönste Sommer geht einmal zu Ende, die angesparten Rubel waren aufgebraucht, im Freien war es ungemütlich, in den Baracken lang-weilig. Der Lagerladen wurde mit nie gesehenen Köstlichkeiten, Konfekt, Zucker, Gebäck, Zigaretten, Stoffen, aufgefüllt – Anfang September ar-beiteten wieder alle, und wie! Am 27. Dezember war im Millionenschacht der Plan zu 103 % übererfüllt – jedenfalls so in der Meldung nach Mos-kau! Für die Bestarbeiter gab es Prämien.

Wir vom Schacht 40 hatten Glück gehabt – kamen ohne brutale Strafen davon. Dies lag gewiss auch daran, dass wir nicht so offensiv eine Verän-derung der Arbeits- und Lebensbedingungen gefordert hatten wie unsere Schicksalsgefährten in anderen Lagern des GULAG, wo auf Streikende geschossen wurde.<sup>38</sup>

Im Februar 1955 ging es wieder „auf Transport“. Anlass und Ziel wurden uns nicht mitgeteilt.

<sup>38</sup> Vgl. die Darstellung in Wladislaw Hedeler, Horst Hennig (Hg.), a.a.O.

### **Zwischenstation auf dem Weg zurück: Das Unshlag Suchobeswodnoje<sup>39</sup>**

Suchobeswodnoje, so hieß die Bahnstation an der Gorki-Eisenbahn im Gebiet Gorki (seit 1990 wieder Nischnij Nowgorod), an der wir nach stundenlanger Fahrt, von Kirow (bis 1934 Wjatka) kommend, im Februar 1955 aussteigen mussten.

Die übliche Prozedur: Abzählen durch die Wache, mehrmaliger Vergleich mit den Begleitpapieren, Marschkolonne, jeder packte sein Bündel. „Schagom marsch. Schritt nach links, Schritt nach rechts aus dem Marschblock wird Schusswaffe eingesetzt, ohne Warnung!“ Vertrautes Reglement.

Der Marsch vom Bahnhof führte weg von der Ortschaft. Unsere Kolonne ging durch tiefen Schnee eines kaum wahrnehmbaren Forstweges. Das Besondere war: Statt Postengeschrei gab es eine fast unheimliche Stille am sonnenüberfluteten klaren Wintertag.

„Die bringen uns in ein Schweigelager“, war die allgemeine Meinung und Befürchtung. Nach Stunden – keiner hatte eine Uhr – tief im Kiefernwald vor uns eine ca. drei Meter hohe Bretterwand. Durch eine etwa 70 x 160 cm schmale Tür trat das Empfangskommando heraus, drei Offiziere. Vollzähligkeitsüberprüfung, Einzelaufruf, Geburtsjahr, Paragraf der Anklage, Strafmaß, Ende der Strafe – keiner vor 1970, alle die Norm: 25 Jahre, ein- oder mehrmals.

Einzelnen ging's durch die Tür, schmaler Durchlass durch das dichte Spalier der Belegschaft. Vereinzelte Wiedersehensfreude – die uns empfangenden Lagerkameraden waren überwiegend zuletzt in Inta-Abes gewesen, wir kamen alle aus Workuta. Beim ersten Austausch von Informationen erfuhren wir, dass wir im 2. Lagerpunkt der 8. Lagerabteilung des Unshlag Suchobeswodnoje „gelandet“ waren.

Die Lagerinsassen, verteilt auf vier große Holz-Baracken mit je etwa 200 Schlafplätzen, verweigerten geschlossen – außer für den Wirtschaftsbetrieb (Küche, Badestube, Wasserversorgung, Wäscherei und dergleichen) – jede Arbeitsleistung. Zu unserer großen Überraschung wurde die-

<sup>39</sup> Erstmals veröffentlicht in Jens Blecher, Gerald Wiemers: Studentischer Widerstand an mitteldeutschen Universitäten 1945 bis 1955, Leipzig 2005, S. 112-116; überarbeitete und stark erweiterte Fassung.

ser passive Widerstand nicht mit Gewalt gebrochen, wie wir es bisher aus Workuta kannten. Die Lagerleitung nahm die Arbeitsverweigerung hin. Allerdings gab es zunächst keinen Postempfang, keine Schreibmöglichkeit, und auch unsere Geldguthaben, die wir in Workuta erarbeitet hatten und die bisher die Möglichkeit eröffneten, die knappe Lagerkost in der Kantine aufzubessern, waren nicht verfügbar. „Was haben wir verbrochen, dass man uns in dieses Straflager verbracht hat?“, hielten wir den Offizieren entgegen.

Offenbar um unsere Arbeitsbereitschaft zu fördern, war uns bereits 1954 in Workuta erlaubt worden, Sport zu treiben. Während ein Teil von uns das Angebot gern annahm, weil es Abwechslung und etwas Freude im tristen Lagerleben bot, verweigerten sich andere dieser Möglichkeit, weil sie sich nicht von der Administration missbrauchen lassen wollten.

Zu unserer großen Verwunderung durften wir auch hier – trotz der totalen Arbeitsverweigerung – Sport treiben. Nach der Schneeschmelze richteten wir in freiwilliger Arbeit einen Platz für Fußball her. Woher der Ball, die Trikots und einige Schuhe herkommen sollten, blieb eine offene Frage. Albert Geib, der aus einem anderen Workuta-Lager eingetroffen war, ergriff die Initiative und schrieb an zwei ihm persönlich seit der Schulzeit bekannte Spieler des 1. FC Kaiserslautern (Horst Eckel und Werner Liebrich) mit der Bitte, die Fußballspieler im Lager mit Fußbällen etc. zu unterstützen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Bald erreichten uns komplette Ausstattungen für zwei Mannschaften, so dass wir deutschen Häftlinge zwischen den vier Baracken regelrechte „Meisterschaften“ austrugen. Schließlich kam es sogar zu einem Spiel gegen eine Auswahl der Wachmannschaften.

Gleichfalls neu war, dass es für jede Sektion das SED-Blatt „Neues Deutschland“ und die „Tägliche Rundschau“, offizielles Organ der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland, gab – die ersten Zeitungen aus Deutschland seit der Verhaftung. Wir stellten jedoch bald fest, dass die SED-Journalisten nichts dazugelernt hatten. Da hatten wir mehr Erfahrung und „Vertrauen“ zur „Prawda“, dem Organ der KPdSU, und zur „Iswestija“, dem „Regierungsorgan“, die in geringer Zahl verteilt wurden – unsere wichtigste Info-Quelle seit der Ankunft in Workuta.

Eine besondere Vergünstigung war, dass aus jeder Baracke eine Person am einzigen Lautsprecher auf dem Appellplatz die Spätnachrichten (22.30 Uhr bis 23.00 Uhr) hören durfte. Denn die Zeitungen kamen mit ziemlicher Verzögerung.

Inzwischen war es Mai geworden, die Zeit verrann – unsere Zeit, unser Leben. Die Ungewissheit über unsere Ausbildung, unseren Beruf, unsere wirtschaftliche Existenz und noch mehr über das Schicksal unserer Familien ließ uns sorgenvoll in die Zukunft blicken.

Da, wie ein Blitz aus heiterem Himmel: „Kommissija“, Offiziere aus Moskau; Verstärkung und MGs auf den Wachtürmen, eine Baracke wurde geräumt für die Kommission und deren Akten.

In alphabetischer Reihenfolge der Familiennamen verschwanden nach und nach meine deutschen Haftkameraden in der Baracke. Die Offiziere, über die Akten gebeugt, vollzogen das übliche Zeremoniell – mehrfacher akribischer Vergleich mit dem Foto in den Akten, dann die Frage nach dem ständigen Wohnsitz. Als ob das nicht aus den Akten hervorginge: Gotha (Thür.), Rostock 2. Wohnsitz als Student, beide Sowjetzone. Pardon, DDR. Meine Frau lebte seit meiner Verhaftung und ihrer Flucht mit unserem Sohn in München. Als Beleg dafür hatte ich eine Antwortkarte! Aber was, wenn die Akten stärker waren? Ohne weitere Frage oder Kommentar wurde meine Antwort „München, West-Deutschland“ notiert. Und ehe ich mich versah, stürmten in dem zur Absonderung bestimmten Raum die Fragen auf mich ein: „Was hast du angegeben?“

Man ahnte, hoffte, dass das mit Entlassung zu tun haben könnte. Kameraden mit tatsächlichem erstem Wohnsitz im Westen hatten eine Adresse eines Kameraden oder Bekannten in der Zone angegeben, aus Sorge, wie schon 1953 wieder nicht entlassen zu werden.

Und mein Pritschennachbar Helmut Budach aus Rudolstadt (Thür.) nannte „Nürnberg, Hauptstraße 2.“ „Wenn die mich nicht nach dem Westen entlassen, habe ich es wenigstens versucht, Rudolstadt bleibt mir sowieso.“ Viele konnten nächtelang nicht schlafen: „Hab ich es richtig gemacht?“ Wieder die Unsicherheit, Ungewissheit, durch die wir immer wieder durch das Vorenthalten elementarster Informationen oder Richtlinien in seelische Qualen und Zermürbung gestürzt wurden.

Übrigens, Helmut Budach kam in den Transport nach dem Westen, alle entsprechend ihren Angaben. Später erfuhren wir, dass in anderen Lagern gefragt wurde, wohin derjenige entlassen werden wolle, und danach verfahren wurde, ohne Rücksicht auf die Akten oder die tatsächlichen Umstände, allerdings oft nach vergeblichen „Überzeugungsversuchen“, doch in den „fortschrittlichen Teil Deutschlands“, d.h. die DDR, heimzukehren.

Ich erwähnte bereits, dass es in diesem Lager zunächst keinen Postempfang und keine Schreibmöglichkeiten gab und unsere Geldguthaben, die wir in Workuta erarbeitet hatten, nicht verfügbar waren. Aber wir schöpften Hoffnung und wurden wagemutiger, nachdem jene Kommission uns gefragt hatte, wohin wir entlassen werden sollten. Nun schrieben wir Beschwerden an das Zentralkomitee, an das Präsidium des Obersten Sowjets. Ich selbst schickte am 21. Juni 1955 einen solchen Brief an das Zentralkomitee der KPdSU, in dem ich nachdrücklich darum bat, „sich dieser Angelegenheiten anzunehmen und mich über das Resultat dieser Bemühungen zu informieren und im Ergebnis die vorgegebene Ordnung wieder herzustellen“<sup>40</sup>. Eine Antwort habe ich nie erhalten, doch nach Wochen gab es Post, die üblichen Rotkreuz-Antwortkarten, dann Pakete, dann auch wieder den Zugriff auf unsere Lohnguthaben. Wie ich den mir 1993 in Kopie zur Verfügung gestellten Dokumenten aus meiner „Personalakte“ entnehmen konnte, verpflichtete der Parteiapparat des ZK der KPdSU mit Schreiben vom 7. Juli 1955 das Innenministerium der UdSSR, meine Beschwerde zu prüfen und mich über das Ergebnis zu informieren.<sup>41</sup> Arbeit verweigerten wir weiter. Die Pakete aus der Heimat, von denen bei der Kontrolle immer etwas für das Zensurkommando abfiel, halfen uns, diese Situation durchzustehen.

Aufregung, hitzige Debatten – vor allem aber Abwechslung im tristen Lagerleben – rief die Nachricht hervor, dass Fußballweltmeister Deutschland am 21. August 1955 in Moskau gegen die Auswahlmannschaft der Sowjetunion in einem Freundschaftsspiel antreten würde.

„Wie können die das machen? Haben diese Fußballer überhaupt kein Ehrgefühl? Die Russen halten zehn Jahre nach dem Krieg noch Zehntausende wie Sklaven in Zwangsarbeitslagern und die machen ein Freundschaftsspiel!“ Die Empörung war echt, wie bei den „harten“ antikommunistischen Russen, wenn die lesen mussten, dass Queen Elizabeth zu sowjetischen Staatsfeiertagen gratulierte, „wo die Verbrecher ihren Großonkel umgebracht haben“! Aber die Gemüter beruhigten sich etwas angesichts der praktischen Probleme, die zu bewältigen waren. Wir wollten natürlich die Rundfunkübertragung hören – vor allem wegen des Deutschlandliedes. Dazu brauchten wir Elektrizität. Und die gab es nur ab Einbruch der

<sup>40</sup> Siehe die Dokumente Nr. 3 und 4: Erste Seite der in russischer Sprache verfassten Beschwerde an das ZK der KPdSU, 21. Juni 1955 und Übersetzung.

<sup>41</sup> Siehe Dokument Nr. 5: Brief des ZK der KPdSU, 7. Juli 1955, an das Innenministerium der UdSSR.



Dunkelheit, aber gespielt wurde 1955 nur bei Tageslicht, nachmittags 15.30 Uhr – Flutlicht gab es noch nicht. Der Strom wurde durch eine mit Holz befeuerte Lokomobile erzeugt, die von den in einer Baracke – von uns abgetrennt – untergebrachten Kriminellen bedient wurde. Und die wollten natürlich Sonntagnachmittag so ohne weiteres keine Zusatz-Schicht schieben. Sie ließen sich das aus unseren Paketen „vergüten“. Die Lager-Administration wollte uns ohnehin aufmüpfige Insassen nicht zusätzlich ärgern und regelte das Notwendige.

Unter uns Deutschen gab es heftige Diskussionen über die Frage, wie wir uns beim Abspielen der „Kraut“-Hymne, wie wir die Nationalhymne der Sowjetunion nannten, verhalten sollten. Klar war, dass die Nationalhymne der Gäste zuerst gespielt würde. Wir hatten uns um den Lautsprecher auf den Boden gesetzt, und es war unstrittig, dass wir beim Deutschlandlied alle aufstehen und die Kopfbedeckung abnehmen würden. Aber was weiter, bei der Sowjethymne? Schließlich setzte sich die Meinung durch, wir provozieren die Russen nicht, bleiben in der eingenommenen Haltung bis zum letzten Ton stehen. Vielleicht hat dazu auch die Verstärkung der Wachen auf den Türmen mit Personal und Waffen beigetragen. Wem das zu viel Ehre für unsre Peiniger war, kam eben erst nach Anpfiff auf den Appellplatz zum Lautsprecher.

Die Übertragung des Spiels verlief holprig – mehrmals fiel der Strom aus, die Lokomobile „bockte“. Wenn ich mich richtig erinnere, stand es vor der Halbzeit einmal 2:1 für uns, worauf – unter lebhaften Diskussionen: „So sind die, da schalten die ab!“ – eine lange Pause ohne Ton folgte.

Erst wieder kurz vor Schluss dröhnte der Lautsprecher, als es 3:2 für die Russen stand. Die „Hausherren“ hatten gewonnen, „unsere“ Animositäten waren bestätigt worden, Wachpersonal und Administration standen „unbeschädigt“ da – ohne Kränkung ihrer Ehre, was in der Folge sich positiv auf die Atmosphäre auswirkte.

Wieder vergingen Wochen. Die Einladung der Sowjetregierung an Bundeskanzler Adenauer zu Verhandlungen und zur Aufnahme normaler diplomatischer Beziehungen, von der wir durch den Lagerlautsprecher erfuhren, erweckte Hoffnungen.

Allabendlich standen wir vier, die genügend Russisch verstanden, mit allmählich wachsender Spannung am Lautsprecher und ließen die „Erfolgsmeldungen“ aus der Produktion, die befohlenen „Selbstverpflichtungen“ und Grußadressen an die Sowjetgrößen über uns ergehen, um dann die

eine oder andere Meldung aus dem Westen, meist auch Lobeshymnen auf den Kommunismus oder Zustimmung zu außenpolitischen Aktivitäten der Sowjetunion, als „Gute-Nacht“-Gruß mitzunehmen. Für die Wachsoldaten waren das Überstunden, denn 22 Uhr war Zapfenstreich und wegen uns mussten sie länger Dienst schieben. So kam es, dass sie sich ab und zu eine Gaudi daraus machten, schon bei den letzten Sätzen „marsch po barakarm“ („Marsch in die Baracken“) erschallen zu lassen und die Hunde an langer Leine oder ganz losließen. Die aber waren an unsere Ungefährlichkeit gewöhnt, hatten auch ihren Spaß und bissen nicht zu.

Aber dann, an einem Septemberabend, die Nachricht: „Eine Delegation der Deutschen Bundesrepublik mit Bundeskanzler Adenauer an der Spitze kommt zu Verhandlungen nach Moskau.“ Und während wir uns untereinander vergewisserten – es kam auf jedes Wort an –, tönte es geradezu wohlwollend freundschaftlich: „Slyscheli?“ („Habt ihr es gehört?“) „Adenauer prijedet v Moskwu.“ („Adenauer kommt nach Moskau.“) Und dann der Zusatz: „Er kommt auch Euretwegen, Euch zu holen.“ („sa Wami“) Wussten die Posten mehr, Näheres?

Die Verhandlungen verfolgten wir in angespannter Aufregung: Alle die Jahre hatten wir in den sowjetischen Zeitungen immer wieder lesen können, wie Japan und Italien vor der UNO und irgendwelchen Gremien nach dem Schicksal ihrer noch nicht zurückgekehrten und nicht schreibenden Kriegsgefangenen fragten, was von den Sowjets jedes Mal empört als „üble Verleumdung“ zurückgewiesen wurde.

Nun waren wir zwar keine Kriegsgefangenen, aber auch um diese Deutschen war es still geworden. Und wir? Hatte man uns vergessen, waren wir das „Bauernopfer“ in irgendwelchen diplomatischen Spielen? Wir konnten die Berichte über die Erklärungen unserer Regierungsdelegation kaum erwarten. Uns fielen Zentnerblöcke von der Seele, nicht nur ein Stein vom Herzen, als wir uns ziemlich sicher sein konnten, dass Bundeskanzler Adenauer mit Bestimmtheit von der Entlassung „derjenigen Deutschen“ gesprochen hat, „die sich noch in sowjetischem Gewahrsam befinden“. Da mussten wir doch inbegriffen sein! Das Übrige und der Fortgang sind Weltgeschichte: Konrad Adenauer holte uns alle heim!

Uns wurde offiziell mitgeteilt, wir seien amnestiert, begnadigt, seien „freie Menschen“ und sollten uns bis zum Heimtransport als Gäste der Sowjetunion betrachten, könnten überall hingehen, uns frei bewegen.

Nach der Mitteilung über unsere „Begnadigung“ wurde unser Häftlings-„Vertrauensmann“, auch als „Sprecher“ bezeichnet, zum Lagerkomman-

danten, dem Chef der Administration, zitiert. Anlässlich unserer Begnadigung und unserer Entlassung in die Heimat würde erwartet, dass unser Lager wie andere Lager und z.B. die Generäle Lindemann und von Seydlitz eine Dankadresse an die Sowjetführung verfasse, für die menschliche Behandlung danke, und unsere Absicht erkläre, in der Heimat positiv über die Sowjetunion zu berichten. Der Text war vorgegeben. Heinz Oppermann erhielt Listen für die Unterschriften, die er möglichst schnell und vollzählig vorlegen sollte.

Im Speisesaal wurde die Dankadresse mit den Listen ausgelegt. Heinz ging durch die Baracken und informierte uns über den Wunsch der Administration. Wieder gab es erregte Diskussionen. Da den Sowjets jede Schlechtigkeit zuzutrauen war, argumentierten die Ängstlicheren aus Furcht, wieder wie 1953 zurückgehalten zu werden, für Unterschriftsleistung. Der Großteil verwies auf den „Erfolg“ unserer Arbeitsverweigerung. Selbst jahrelang bewährte Freundschaften zerbrachen über dem aktuellen Streit in dieser Frage. Ergebnis: Von den etwas über 1.000 Mann fanden sich ganze knapp 120, die unterschrieben. Heinz, den nichts aus seiner stoischen Ruhe bringen konnte, rapportierte dem Kommandanten das Ergebnis. Dieser, sonst eher umgänglich: „Willst Du mich zum Narren halten?! In Moskau blamieren? Ich melde dorthin, dass alle, dass das Lager geschlossen die Aktion sabotiert habe“, und entließ unseren Sprecher mit den in solchen Fällen üblichen Kraftausdrücken.

Im Übrigen: Das Versprechen, dass wir uns fortan frei bewegen könnten, wurde auch realisiert: Je ein – unbewaffneter – Rotarmist führte zehn „Gäste“ zur Siedlung. Wir wurden Zeugen der rauen Wirklichkeit des „lichtvollen Lebens“ der Sowjetbürger: Frauen standen nach Weißbrot an, und als es zu Ende ging, schlugen sich die Frauen um die letzten Brote! Vor dem Abtransport gab es noch „absurdes Theater“ – uns wurden neue Klamotten verpasst: Die Kleineren konnten sich helfen, indem sie die viel zu langen Ärmel und Hosenbeine umklappten; doch sie wurden vom Transport zurückgestellt. Wir sollten in Deutschland von der Sowjetunion kein unwürdiges Bild vermitteln. Erst recht traf das die Größeren, für die alles zu kurz und zu eng war. Aber da nützte unser im Brustton der Überzeugung vorgebrachtes „Nitschewo!“ nichts – sie wurden zurückgestellt. So erging es auch allen, die vertrauensvoll angaben, was ihnen nach der Verhaftung abgenommen worden war: Brillen, Zeugnisse, Studienbuch, Fotos, Schlüssel, Eheringe, Uhren und dergleichen Wertsachen. Auch diese Kameraden wurden zurückgestellt, machten bedrückende Erfahrungen:

Transporte nach Osten, Sibirien (Schweigelager!). Die Letzten kamen erst im Mai/Juni 1956 nach Friedland, natürlich ohne die geforderten Sachen bekommen zu haben!

Mein Transport ging am 8. Oktober 1955 ab: Kranke und Invaliden überwiegend in Personenwaggons; das Gros in saubereren Güterwaggons auf Pritschen mit einer Unterlage, die allerdings die harten Stöße kaum milderte. Aber wir hatten viel Platz, nur lockere „Begleitung“.

In einem Vorort von Moskau kamen wir morgens an, durften uns „frei“ bewegen; einige kamen bis auf den Roten Platz. Viele von uns hatten noch Rubel. Die Bevölkerung war – bis auf Einzelne, die den Schmerz über den Verlust von Angehörigen durch den „treulosen Überfall“ nicht verwinden konnten – freundlich und hilfsbereit, vor allem Uniformierte: Mir erklärte stolz ein Milizionär, er habe Spalier gestanden und Adenauer „ganz nah“ gesehen: „Wot starik! Wot tschelowjek!“, im Brustton des Respekts: „Schon ein Greis, aber was für ein Herr!“ Ich stimmte gerne zu.

Am Grenzbahnhof Brest gab man uns Gelegenheit, die letzten Rubel auszugeben – bei manchen reichte das Geld für den Kauf von Fotoapparaten oder Armbanduhren. Wir konnten normale Postkarten nach Hause schreiben und unsere Heimkehr ankündigen. Ich war schon über eine Woche in München, als meine Karte ankam.

Bei den zwei, drei Halten in Polen waren wir erschüttert: Männer und vor allem Frauen mit Kindern allen Alters, denen man die Not an Kleidung und Gesicht ansah, bettelten für ihre Kinder vor allem um Milchpulver, Kakao, Schokolade und nahmen ebenso dankbar unsere Watte-Oberbekleidung an.

In Kutno, wo es im September 1939 eine Kesselschlacht mit mehreren hunderttausend polnischen Gefangenen gegeben hatte, erklärten mir ein Major und ein Hauptmann der polnischen Bahnpolizei zu meinem großen Erstaunen, wir „sollten bald wiederkommen; dann diesmal gemeinsam gegen die Russen!“

Angesichts des unermesslichen Leids, das die Polen mit dem deutschen Überfall am 1. September 1939 und in den Jahren der Besatzung erlitten hatten, war dies eine mehr als überraschende Äußerung.

## Heimkehr nach Deutschland

Kaum hatte der Zug am 16. Oktober 1955 die Grenze zur Bundesrepublik Deutschland erreicht, kaum waren wir in Herleshausen in Busse umgestiegen, um zum Aufnahmelager Friedland weiterzufahren, wurde die Fahrt nahezu ununterbrochen von Glockengeläut begleitet – ein mich unendlich berührender Klang. Und überall standen an den Straßen Menschen, die uns jubelnd begrüßten.

Auch der Empfang in Friedland war überwältigend. Zu unsere Begrüßung war der Weihbischof von Trier gekommen; wir beteten das Vaterunser und in einem gewaltigen Chor wurde „Nun danket alle Gott“ gesungen. Ich bin zwar nicht „nah am Wasser“ gebaut, eher robust. Doch den überwältigenden Gefühlsaufwallungen konnte auch ich mich nicht entziehen. Wir wurden von Menschentrauben umringt, die darauf hofften, ihre Söhne, Ehemänner oder Väter unter den Heimkehrenden zu finden und in die Arme schließen zu können. Ich bekomme jetzt noch eine Gänsehaut, wenn ich an die verzweifelten Frauen denke, Mütter und Ehefrauen, die dort mit den Bildern ihrer Liebsten standen und uns ansprachen, ob wir über das Schicksal ihrer Lieben Auskunft geben könnten.

Von Friedland fuhr ich so schnell wie möglich nach Würzburg, wo inzwischen meine Eltern wohnten und wo auch meine Frau mit unserem Sohn auf mich wartete, die in München lebte, wo sie Arbeit gefunden hatte. Natürlich waren es Augenblicke unermesslichen Glücks. Unvergessen ist allerdings auch, dass unser inzwischen siebenjähriger Sohn seinen Papa nicht erkannte, bis meine Mutter ein Foto von mir von der Wand nahm und es dem Jungen zeigte. Es war wohl die Brille auf dem Foto, die ihm half, seinen Vater wiederzuerkennen.

Kaum hatten die westdeutschen Zeitungen über die Ankunft unseres Transports in Friedland berichtet und Namenslisten veröffentlicht, erhielt ich einen handschriftlichen Brief von Egon Klepsch, einem der führenden Köpfe unserer Widerstandsgruppe in Rostock. Er schrieb, dass er mich immer in seine Gebete eingeschlossen hätte und kündigte die Einladung zu einem Seminar an, das vom „Büro Bonner Berichte“ veranstaltet werde.

Dieses Büro war im „Verein zur Förderung der Wiedervereinigung Deutschlands“ ein besonderer Geschäftsbereich und wurde – wie der gesamte Verein – vom damaligen Bundesministerium für gesamtdeutsche

Fragen voll gefördert. Auf diesem Seminar traf ich einen weiteren ehemaligen Kommilitonen aus Rostock, Hartwig Bernitt, wieder. Er war 1951 ebenfalls von einem SMT zu 25 Jahren Besserungsarbeitslager verurteilt und wie ich nach Workuta verschleppt worden und gleichfalls erst unlängst zurückgekehrt.

Egon Klepsch war es 1950 gelungen, von Rostock in einer mehrtägigen abenteuerlicher Flucht nach West-Berlin zu gelangen, wo er beim Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen meiner Frau begegnete.

Nun waren Anfang 1956 in Hamburg drei ehemalige Rostocker Studienkollegen und Politverschworene wieder zusammengetroffen, und man war sich einig, Kontakt zu den übrigen „Weggefährten“ aufzunehmen, einander nicht nur bei den Problemen des Alltags und Studiums zu helfen, sondern nach den Erfahrungen mit zwei Diktaturen nun in der Freiheit nicht abseits zu stehen, sondern seinen Beitrag zur Festigung der Demokratie zu leisten und über die Irrlehre des Kommunismus aufzuklären.

Aus diesen Einsichten entstand der VERS – der Verband ehemaliger Rostocker Studenten. 1969 feierte unsere Alma Mater rostockensis ihr 550-jähriges Bestehen. Das war für uns Anlass, nicht nur die bereits angeführte Studie von Thomas Ammer über den Widerstand Rostocker Studenten herauszubringen, sondern Dr. Bernitt, der Vorsitzende des VERS, vermochte es mithilfe der Landsmannschaft Mecklenburg und unter Berufung auf das Patenschaftsverhältnis der Universitäten Kiel und Rostock, die Kieler Universität für eine Parallel-Festveranstaltung in Kiel zu gewinnen. Die Schirmherrschaft übernahm der Schleswig-Holsteinische Ministerpräsident; die Festansprache hielt der ehemalige Rostocker Ordinarius Prof. Dr. Hallstein.

Sofort nach der Friedlichen Revolution 1989 begann der VERS, in engem Kontakt mit der nun demokratischen Studentenvertretung und der Universitätsleitung mit Rat und Tat (Förderverein) am Neuaufbau demokratischer Strukturen mitzuwirken. Inzwischen veranstaltet der VERS in dritter Generation weiterhin jährlich zu Pfingsten politisch-staatsbürgerkundliche Bildungsseminare.

## Der weitere Lebensweg

In meiner neuen Heimat München setzte ich mein abgebrochenes Studium der Slawistik fort, ergänzt um Osteuropäische Geschichte und Völkerrecht. Hierzu parallel wurde ich vielfach zu Vorträgen eingeladen. Zeitweilig war ich wissenschaftlicher Mitarbeiter am Osteuropa-Institut der Universität München, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Ostreferats des Bundespresseamtes in Bonn sowie Mitglied der Kommission zur Dokumentation der Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges.

Als mir 1959 das Angebot gemacht wurde, das Haus „Einheit in Freiheit“ des Vereins zur Förderung der Wiedervereinigung Deutschlands (VFWD) in Bonn zu leiten, nahm ich dies mit Freuden an. Einerseits reizte mich die Aufgabe, andererseits bot sich mir damit eine berufliche Perspektive, die es möglich machte, meine Familie auf sicherer Basis zu ernähren.

Das Haus „Einheit in Freiheit“ umfasste in günstiger Lage im Zentrum von Bonn auf zwei Stockwerken mit ausgedehnter Schaufensterfront einen großen Ausstellungsraum, einen komfortablen Filmsaal, einen weitläufigen Lesesaal mit den wichtigsten überregionalen Publikationen der SBZ/DDR sowie eine Bibliothek mit Arbeitsraum. Es sollte über alle Aspekte der deutschen Frage und der Wiedervereinigung informieren. Die Verantwortlichen im Ministerium und die des VFWD ließen mir vertrauensvoll viel formale und politisch-thematische Freiheit in der Gestaltung. Außer von Laufkundschaft wurden die Führungen bald von Lehrern aller Schulgattungen, von Jugendgruppen, studentischen Vereinigungen und Landsmannschaften genutzt. Bald gehörte der Besuch des Hauses zum Pflichtprogramm der Besuchergruppen der Mitglieder des Deutschen Bundestages.

Im Februar 1962 folgte meine Berufung in das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen, das 1969, zu Beginn der sozialliberalen Koalition von SPD und FDP, mit Egon Franke (SPD) als Minister, in Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen umbenannt wurde. Zunächst als Referent eingestellt, wurde ich dort 1966 Leiter des Publikationsreferats und schließlich 1989 Leiter der Abteilung Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit, Kultur.

Im Laufe der langen Jahre wechselten die politischen Koalitionen in Bonn, es wechselten „meine“ Minister und mit ihnen mehrfach die politische Linie des Hauses – nicht immer zu meiner Freude. Die Menschen-

rechtsverletzungen des SED-Regimes und dessen Verbrechen unverdeckt-deutlich anzusprechen und entsprechende Publikationen zu fördern, wurde aus Rücksicht auf die deutsch-deutschen Verhandlungen und Beziehungen mit der Zeit schwieriger. Immerhin kann ich vorweisen, einige wichtige Publikationen angeregt, mit den Mitteln meines Hauses gefördert und in hausinternen Diskussionen durchgesetzt zu haben. Dazu zählen Thomas Ammers Studie über studentischen Widerstand an der Universität Rostock<sup>42</sup>, die Erinnerungen des im März 1947 vom sowjetischen Geheimdienst verhafteten und zu 25 Jahren Arbeitslagerhaft verurteilten jungen Berliner Christdemokraten Manfred Klein<sup>43</sup>, der zu den Gründungsmitgliedern der FDJ gehörte, und schließlich Karl Wilhelm Fricke's großes Kompendium „Politik und Justiz in der DDR“<sup>44</sup>, dessen erste Auflage 1979 erschien und das 1990 nahezu unverändert neu aufgelegt wurde. Gerade das Erscheinen von Fricke's Werk war Ende der 1970er Jahre besonders umstritten und mühevoll durchzusetzen, allerdings nicht unter dem ursprünglichen Titel „Die politische Verfolgung in der SBZ/DDR“.

Was mich besonders freut, ist die Tatsache, dass diese Publikationen auch nach 1990, nachdem sich die Archive der ehemaligen DDR öffneten, Bestand hatten – nicht durch die Flut neu zugänglicher Quellen als „Kalt-Kriegs-Propaganda“ entlarvt, sondern sowohl in ihren Fakten wie in ihren Wertungen bestätigt wurden.

Es gab in der Zeit der Konfrontation viele gute Gründe, dass in den offiziellen Veröffentlichungen unseres Ministeriums mitwirkende Angehörige des Hauses namentlich nicht genannt wurden, zumal diese Tätigkeit zu ihren dienstlichen Pflichten gehörte. So wäre ich stolz gewesen, wenn irgendwo darauf hingewiesen worden wäre, dass das offizielle „Gelbbuch“ der Bundesregierung aus Anlass des Jahres der ersten Wiederkehr des Mauerbaus ausschließlich aus meiner Feder stammte, obwohl ich damals erst wenige Wochen dem Ministerium angehörte. So fehlt auch jeder Hinweis im Bonner Bericht „Selbstbehauptung und Widerstand in der SBZ“ aus dem Jahre 1964 von Karl Wilhelm Fricke, dass seine Arbeit an der Dokumentation auf meine Anregung zurückzuführen ist. Umso mehr hat

<sup>42</sup> Thomas Ammer, *Universität zwischen Demokratie und Diktatur. Ein Beitrag zur Nachkriegsgeschichte der Universität Rostock*, Köln 1969.

<sup>43</sup> Manfred Klein, *Jugend zwischen den Diktaturen 1945-1956*, Mainz 1968.

<sup>44</sup> Köln 1979. Wiederum durch mein Referat gefördert wurde auch das von Gerhard Finn unter Mitarbeit von Karl Wilhelm Fricke erarbeitete Buch: *Politischer Strafvollzug in der DDR*, Köln 1981.



es mich erfreut, dass Karl Wilhelm Fricke in der Einleitung seines 1984 erschienenen Standardwerks „Opposition und Widerstand in der DDR“ meine Anregung erwähnte.

Als Zuständiger für die Publikationspolitik des Hauses hatte ich auch die Freude, mit in der Thematik des Hauses engagierten Verlegern zusammenzuarbeiten. Zu nennen sind hier Wolfgang Weidlich für sein landeskundlich-kulturhistorisches Werk, Dr. Olzog mit seinem staatsbürgerkundlichen Engagement sowie Berend von Nottbeck (Verlag Wissenschaft und Politik). In seinem Verlag erschien das SBZ- und später Deutschland-Archiv, mit dessen Redakteurinnen Ilse Spittmann-Rühle und Dr. Gisela Helwig mich eine langjährige erfolgreiche Zusammenarbeit verband.

Schließlich war ich jahrelang zuständig für die „Dokumente zur Deutschlandpolitik“, die vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen herausgegeben wurden und mich zum Partner der Prof. Ernst Deuerlein, Karl-Dietrich Bracher und Hans-Adolf Jakobsen machten.

Einige Publikationen mit „anstößig“ gewordenen Begriffen im Titel konnten durch Neubenennung weitergeführt werden. So wurde z.B. aus „SBZ-Biographie“: „Namen und Daten wichtiger Personen in der DDR“.

Altershalber schied ich Ende März 1991 – inzwischen nach Auflösung des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen im Januar 1991 in das Bundesministerium des Innern als Abteilungsleiter versetzt – aus dem Berufsleben aus. Zuvor war mir im Jahre 1987 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse als Anerkennung meines beruflichen und ehrenamtlichen Engagements verliehen worden.

Gewiss habe ich mich über die Ordensverleihung gefreut. Doch ungleich größer waren die Befriedigung und das Gefühl von Glück und Freude, als im November 1989 die Mauer fiel, die Friedliche Revolution in der DDR die SED-Herrschaft brach, Deutschland wiedervereinigt wurde und das kommunistische Weltlager kollabierte.

Und ebenso war es eine Genugtuung, als ich 1993 von der Militärhauptstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation rehabilitiert wurde.<sup>45</sup>

<sup>45</sup> Siehe die Dokumente Nr. 6 und 7: Russische Rehabilitierungsurkunde vom 25. Oktober 1993 und Übersetzung.

Das Ende meiner beruflichen Tätigkeit bedeutete keineswegs Ruhestand. Gebeten, für den Vorsitz der „Union der Opferverbände kommunistischer Gewaltherrschaft“ (UOKG) zu kandidieren, folgte ich dem Ruf und kümmerte mich vom März 1993 bis November 1994 als Vorstandsvorsitzender der UOKG, anschließend bis 2001 als Vorstandsmitglied, um die Belange der Verfolgten kommunistischer Regime. Auch bei den dabei entstehenden internationalen Kontakten zu Verfolgtenverbänden aus den Ländern des ehemaligen Ostblocks erwiesen sich wieder meine Kenntnisse slawischer Sprachen als vorteilhaft.

1998 wurde ich Präsidiumsmitglied der Internationalen Assoziation ehemaliger politischer Gefangener und Opfer des Kommunismus; 1999 wählte mich die Assoziation zu ihrem Vize-Präsidenten.

Zumindest gleichermaßen wichtig war mir als ehemaligem politischem Häftling aber auch die Aufgabe als Vorstandsvorsitzender der Stiftung für ehemalige politische Häftlinge, die ich von 1994 bis 1998 erfüllte. Von großem Nutzen erwiesen sich in diesen Ehrenämtern meine langjährige Verwaltungserfahrung und die aus dieser Zeit stammenden vielfältigen Kontakte.

Alter und gesundheitliche Ärgernisse zwangen mich jedoch mit der Zeit, kürzer zu treten. Heute bin ich den Aufgaben der Stiftung nur noch als Beisitzer im Vorstand verbunden und darüber hinaus Mitglied des Fachbeirats für Gesellschaftliche Aufarbeitung der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

In meinen 42 Jahren im öffentlichen Dienst begegnete ich einer großen Zahl von Mitarbeitern, Kollegen und Vorgesetzten. Ich bin überwiegend auf ihr Verständnis und ihre Hilfe gestoßen und bin ihnen dafür dankbar.

## Rückblick

Anlässlich meiner Vorträge, aber auch in privaten Gesprächen, sind mir immer wieder mehr oder weniger gleich lautende Fragen gestellt worden. Wen die lange Haft in jungen Jahren und die Trennung von meiner Familie beeindruckte, fragte meist, ob ich nie mit meinem Schicksal gehadert habe.

Das konnte ich mit ruhigem Gewissen verneinen – vor allem, weil mein Verhalten, das zu meiner Verhaftung führte, in uneingeschränktem Einverständnis mit meiner Frau geschah. Natürlich hatte man kaum mit so rigorosen Strafen gerechnet. Auch wenn man erlebte, dass immer wieder Leute verschwanden, hielt man es eher für wahrscheinlich, dass sie sich aktiv gegen die Besatzungsmacht gestellt hatten.

Auch ich gehörte zu denen, die zwar gegen den kommunistischen Terror waren, aber aus Vorsicht nur die SED kritisierten und sehr darauf achteten, dass sich die Russen nicht getroffen fühlen konnten. Dass von der Stasi verhaftete Deutsche noch nach 1950 massenweise in die Sowjetunion verschleppt wurden, hielt ich noch in der Haft beim NKWD in Schwerin nicht für möglich. Dies nicht, weil ich dem sowjetischen System derartige Verbrechen nicht zutraute. Aber ich meinte, die werden sich wegen uns harmlosen Abweichlern unnötige Kritik und Sensationsmeldungen westlicher Medien nicht einhandeln wollen.

Schwerer wog schon die Vorhaltung: „Hast Du denn nicht an Deine Familie gedacht? Da unterschreibe ich doch alles und bin bereit zu machen, was die von mir fordern!“ Es liegt Jahrzehnte zurück, bleibt mir aber unvergessen, dass mir bereits kurz nach meiner Heimkehr aus Workuta diese Frage in einem vorwurfsvollen Ton gestellt wurde.

Obwohl ich als Student in Rostock erst 24 Jahre alt war, erlebte ich die „rot angestrichenen Faschisten“, den kommunistischen Terror, nicht mehr in der Ahnungslosigkeit wie wenige Jahre zuvor als verführter naiver Hitler-Junge den Terror der NS-Diktatur. Gerade der Einblick in die Verbrechen der Nazi-Diktatur schärfte den Blick auf das sich immer rücksichtsloser durchsetzende diktatorische kommunistische Regime.

Es für mich und viele Weggefährten eine Frage der Selbstachtung – wir wollten uns nicht schon wieder manipulieren, instrumentalisieren, missbrauchen lassen für totale Alleinherrschaft und Zwecke, die nicht offengelegt wurden. Und wen man da bei aller Vorsicht als Gleichgesinnten in

der Verweigerung, im Opponieren erkannte, der tat es nicht um irgendwelcher Vorteile willen, half anderen, ließ sich nicht verbiegen. Ich habe mir deshalb nie gesagt: „Hättest du doch unterschrieben, als Stasi-Oberstlt. Bruns dir das Angebot machte, für sie zu arbeiten, in die SED-einzutreten“, und auf meine Erwiderung, ob er glaube, dass meine veränderte Haltung ernst genommen werde, eiskalt entgegenschleuderte: „Das ist uns egal. Uns ist wichtig zu zeigen, dass wir stärker sind und auch solche renitenten Leute wie Sie kleinkriegen!“



Anni und Roland Bude mit 80 Jahren, 2006

Was ich damals nicht realisiert habe?

Wie schwer es meine Frau auch als junge Mutter fünfeinhalb Jahre haben würde – auf sich allein gestellt mit dem Kind. Wir alle drei wurden um das Glück einer unbeschwerten jungen Familie betrogen, unser Sohn lange Zeit um die Geborgenheit und Liebe eines wohlbehüteten Elternhauses. War ich mir der Verantwortung als junger Familienvater bewusst gewesen? Hatte ich die Verantwortung in ihrem Ernst nicht erkannt? Das sind die Fragen, die ich rückblickend trotz allem beruflichen Erfolg immer wieder als bedrückend empfinde.

**Dokumentenanhang**

**Dokumentenverzeichnis<sup>46</sup>:**

Dokument 1:

\*\* Erklärung von Frau Marie Sekera und ihrer Tochter, Maria Fischer,  
30.1.1947

Dokument 2:

\*\* Anklageschrift gegen Alfred Loup, Gerhard Popp und Roland Bude  
25. Oktober 1950

Dokument 3:

\*\* Erste Seite der Beschwerde an das ZK der KPdSU, 21. Juni 1955

Dokument 4:

\*\* Übersetzung der Beschwerde

Dokument 5:

\*\* Schreiben des ZK der KPdSU, 7. Juli 1955, an das Innenministerium  
der UdSSR, die Beschwerde vom 21. Juni 1955 betreffend (Original  
und Übersetzung)

Dokument 6:

\*\* Russische Rehabilitierungsurkunde, 25. Oktober 1993

Dokument 7:

\*\* Übersetzung der Rehabilitierungsurkunde

<sup>46</sup> Ergänzend zu den auf den folgenden Seiten wiedergegebenen Dokumenten finden sich weitere Dokumente aus der vom Innenministerium der UdSSR über Roland Bude angelegten Personalakte im Internet unter der URL <http://www.gulag.memorial.de/person.php?pers=116>, Stand: Dezember 2009.

Dokument 1:  
 Erklärung von Frau Marie Sekera und ihrer Tochter, Maria Fischer,  
 30.01.1947

Erklärung.

Wir, Frau Maria Fischer, geb. am 26.I.1895 in Wien und meine Mutter Frau Marie Sekera, geb. am 13.II.1862 in Straßonitz erklären hiermit eidesstattlich folgendes:

Herr Josef Bude, geb. am 18.5.1901 in Wildschütz, Kreis Freiwaldau wohnte mit seiner Frau geb. Fatzelt und seinen Kindern Roland und Guta seit dem Sommer 1939 im gleichen Stockwerk des Hauses Hauptstrasse 3 in Gállonz a.N.

Herr Josef Bude und seine Angehörigen haben sich uns gegenüber stets als gute Nachbarn und hilfsbereite Menschen erwiesen, obwohl sie alle unsere jüdische Volkszugehörigkeit kannten.

Wir betonen besonders, dass Familie Bude auf alle Anfragen von staatlichen Beamten und Parteistellen stets ihre Bereitwilligkeit erklärte, mit uns auch weiterhin zusammenzuwohnen. Auf Grund dieser ihrer Haltung wurde davon abgesehen, meine 84 jährige Mutter Frau Marie Sekera, in ein Konzentrationslager für jüdische Volkszugehörige zu deportieren.

Wir bestätigen weiter, dass Familie Bude während der ganzen Zeit unseres Zusammenlebens eine menschlich einwandfreie und stets loyale Haltung zu den jüd. Rasseangehörigen bewies.

Wir erklären, dass wir mit Herrn Josef Bude und seinen Angehörigen weder verwandt noch verschwägert sind und sie auch vor ihrem Zuzug in unser Haus nicht kannten.

Jablonec n.N., den 30.I.1947.

*Maria Fischer*  
*Maria Sekera*

Dokument 2:  
Übersetzung der Anklageschrift gegen Alfred Loup, Gerhard Popp und  
Roland Bude, 25. Oktober 1950

„Ich bestätige“  
Leiter der operativen Abteilung  
des Landes Mecklenburg  
Oberst Gorelov  
25. Oktober 1950

**Anklageerhebung  
in der Untersuchungssache Nr. 990**

beschuldigt: Loup, Alfred  
Popp, Gerhard  
Bude, Roland

Am 26. Juli 1950 wurden die Mitglieder einer an der Universität Rostock existierenden illegalen Spionageorganisation, Loup, Popp und Bude, durch die operative Abteilung des Landes Mecklenburg verhaftet.

Das Untersuchungsverfahren in der Sache hat ergeben:

Die antisowjetisch eingestellten Beschuldigten, Loup, Popp und Bude, nahmen Anfang 1950 (strafbare o. kriminelle) Verbindung zu Agenten der westdeutschen, sogenannten „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ auf und führten in deren Auftrag subversive antisowjetische und Spionagetätigkeit in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands durch; sammelten an der Rostocker Universität Spionage-Informationen; verbreiteten unter der Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik antisowjetische Schriften und Flugblätter in großer Anzahl und Loup warb außerdem Agenten an.

Loup, der im Mai 1950 von Schmidt, einem Mitarbeiter der „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ angeworben worden war, übermittelte diesem eine Reihe von Informationen mit Spionagecharakter und erhielt zudem die Aufgabe, an der Universität Rostock eine antisowjetische Spionagegruppe aus dem Kreis der reaktionär eingestellten Studenten zu bilden.



Die verbrecherischen Aufträge Schmidts erfüllend, bezog Loup bald den Studenten Gerhard Popp in die antisowjetische - und Spionagearbeit ein und versuchte auch andere Studenten für die illegale Arbeit zu gewinnen. Parallel dazu besuchte Loup im Juli 1950 zum zweiten Mal in Westberlin die Agenten der „Kampfgruppe“, Riesner und Lore From, von denen er einen Koffer und eine Tasche mit antisowjetischen Schriften und Flugblättern erhielt, die unter der Bevölkerung der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands verteilt werden sollten.

Außerdem überschritt er im September 1948 zweimal die Demarkationslinie zwischen der englischen und deutschen Zone (hin und zurück).

Der Beklagte Popp nahm, seinen antisowjetischen Überzeugungen entsprechend, im Mai 1950 (strafbare/ kriminelle) Verbindung mit Alfred Loup auf, in deren Folge er in die antisowjetische - und Spionagearbeit einbezogen wurde.

Als Mitglied der illegalen antisowjetischen Spionagegruppe sammelte Popp im Auftrag von Loup Informationen mit Spionagecharakter, wählte neue Personen für die Spionagetätigkeit aus und verbreitete antisowjetische Schriften.

Nachdem er den Westsektor Berlins besucht hatte, nahm der Beklagte Bude im Februar 1950 (kriminelle/strafbare) Verbindung mit Riesner, einem Agenten der „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ auf, in dessen Auftrag er eine Reihe von Informationen über die Rostocker Universität sammelte und an den ausländischen Spionagedienst weiterleitete. Außerdem sorgte er für die illegale Anlieferung antisowjetischer Literatur aus Westberlin, um diese dann unter der Bevölkerung der DDR zu verbreiten.

Die vernommenen Beschuldigten Loup, Popp und Bude bekannten sich schuldig der Anklage. Sie belasten sich auch durch widersprüchliche Aussagen und sächliche Beweisstücke.

Auf Grundlage des Dargelegten werden angeklagt:

1. Loup, Alfred, geb. 1922 in Trier, Westfalen, Deutscher, Staatsangehörigkeit: Deutschland, der Arbeiterklasse entstammend, Mitglied der SED, Student der Rostocker Universität, wohnhaft in Rostock, St.-Georg-Str. 59  
darin, dass er Spionage in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und antisowjetische Arbeit in der DDR betrieb, Agenten anwarb und außerdem mehrmals auf illegalem Weg die Zonengrenze überschritt, also in den Delikten, (gegen die Verfassung verstoßen?/ Strafgesetzbuch Russlands?)

2. Popp, Gerhard, geb. 1924 in Schmolsin, Pommern, Deutscher, Staatsangehörigkeit: Deutschland, der Klasse der Bauern entstammend, ledig, Student der Rostocker Universität, wohnhaft in Rostock, Lessingstraße 12,

3. Bude, Roland, geb. 1926 in Freiwalldau, Tschechoslowakei, Deutscher, Staatsangehörigkeit: Deutschland, Eltern: Angestellte, verheiratet, parteilos, Student der Rostocker Universität, wohnhaft in Rostock,

darin, dass sie als Angehörige einer illegalen antisowjetischen Organisation subversive antisowjetische - und Spionagetätigkeit auf dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone ausführten, d.h. ...

Geleitet von ... wird die Sache Nr. 990 - Beschuldigung der Herren Loup, Popp und Bude - dem Militärstaatsanwalt der Garnison Schwerin zur Weitergabe in gerichtliche Zuständigkeit zugesandt.

Dokument 3:  
Erste Seite der Beschwerde an das ZK der KPdSU, 21. Juni 1955

В Центральный Комитет КПСС  
гор. Москва

от з.к. Гуде Роман, 1926 г. рожд.  
сержанского подполковника, с. 58-б, с. 25, № 1975  
2 и/п. 8 и/о Унжула  
Торковская ж.д. гор., Сухо-Возводное  
н/з 244/365

### Закртое заявление

Прошу обратить Ваше внимание на следующие факты, говорящие о недовольственной работе Управления и местной администрации.

1) В работе почты, а именно в доставке писем из Германии в течение последних 5 месяцев имеет место полное расстройство. Об этом говорят следующие факты:

Во время моего пребывания в Берлине в последние дни моего пребывания в Берлине в соответствии с договоренностью сроки. С момента моего отъезда из Берлина и приезда в Унжул, Торковская обл., Сухо-Возводное, это нормальное положение резко изменилось. С тех пор, с марта и-а 1955 г. письма доставляются не регулярно, а поступают сюда после длительного периода ожидания, иногда в течение нескольких месяцев, что является из ряда вон выходящим. Продукты конечно за такое время успели испортиться и в результате как контроль при выдаче на месте. Большая часть писем поступает разбитыми; получателям выдается остатки упаковки и содержимое. Только к части почтовых документов этих писем "календарь" прилагается от руки написанные акты без указания места, числа и почтового отдела утерянного пакета. Получателям выдается только расписка в получении документов, а факты почты не возмещаются, хотя по уставу почта отвечает за эти доставленные вещи.

Далее пишу, родственники из Германии, кто начиная с января и-а 1955 г. возвращаются письма из СССР, хотя получатели по сей день не получают на месте назначения писем.

В последние месяцы обращался к должностным по этому вопросу несколько раз в Управление Унжула, в Красный Крест и разные инстанции почты; ответы, по моему мнению, приводили

Dokument 4:  
Übersetzung der Beschwerde vom 21. Juni 1955 an das ZK der KPdSU

„An das Zentralkomitee der KPdSU  
Stadt Moskau

Von Bude Roland, 1926 geboren  
Deutsche Staatsangehörigkeit, Art. 58.6;  
Strafmaß 25 J., Ende der Strafe 1975  
2. Lagerpunkt, 8. Lagerabteilung des Unshlag  
Gorki-Eisenbahn, Sucho-Bezwodnoje  
Postfach 244/365

Verschlossene Eingabe

Ich bitte, Ihre Aufmerksamkeit auf die folgenden Tatsachen zu richten, die von der unbefriedigenden Arbeit der Verwaltung des Unshlag und der örtlichen Administration Zeugnis geben.

1.) In der Arbeit der Post, und zwar besonders in der Zustellung der Pakete aus Deutschland im Verlauf der letzten fünf Monate, hat eine totale Desorganisation Platz gegriffen. Davon zeugen folgende Fakten:

In der Zeit meines Aufenthaltes im Workuta-Lager wurden die Pakete normal und regelmäßig in für die große Entfernung angemessenen Fristen zugestellt. Vom Zeitpunkt meiner Abfahrt aus Workuta und der Ankunft im Unshlag, Gebiet Gorki, Sucho-Bezwodnoje, hat sich diese normale Situation krass verändert.

In dieser Zeit, seit März 1955, werden die Päckchen nicht mehr regelmäßig zugestellt, sondern kommen hier nach Irrläufen über verschiedene Lager an, wodurch sie bis zu acht Monaten unterwegs sind, was aus den Vermerken der Post und der Zollbehörden hervorgeht. Lebensmittel sind natürlich nach einer so langen Zeit verdorben und werden bei der Aushändigung der Pakete durch die sanitäre Kontrolle vor Ort ausgesondert. Der größere Teil der Pakete kommt zerstört an; dem Empfänger werden Überreste der Verpackung und des Inhalts ausgehändigt. Nur zum Teil liegen diesen Paketrümen handschriftliche Vermerke ohne Hinweis auf Ort, Datum und Postamt bei, die den Verlust der Sachen bestätigen.

Dem Empfänger verbleibt nur die Möglichkeit, die Postdokumente gegenzuzeichnen, aber der Schaden wird durch die Post nicht ersetzt, obwohl die Post ihrem Reglement nach für die ihr anvertrauten Sachen haftet. Öfter schreiben die Angehörigen aus Deutschland, dass seit Januar 1955 Pakete aus der UdSSR zurückgesandt werden, obwohl der Adressat sich bis heute sich an dem Bestimmungsort des Pakets befindet. In den letzten Monaten habe ich in dieser Angelegenheit einige Male an die Verwaltung des Unshlag, an das Rote Kreuz und verschiedene Instanzen der Post Eingaben gemacht; die Antworten darauf enthielten verschiedene Zurückweisungen und Klarstellungen. Aber die Angelegenheit hat sich nicht gebessert.

2.) Der Wegfall der materiellen Unterstützung mit Lebensmitteln aus den Paketen schlägt sich auch auf die Gesundheit der Häftlinge nieder, weil die normale Verpflegung in diesem Lagerpunkt zweifellos nicht den durch das Ministerium für Innere Angelegenheiten festgelegten Normen für die Verpflegung der Insassen der Besserungsarbeitslager des MWD entspricht.

Die warme Verpflegung besteht in diesem Lager ausnahmslos aus Gerichten verschiedener minderwertiger Grütze (Hirse, Gerste). Im Verlauf der letzten vier Monate gab es nur einmal Vitamine; Gerichte aus getrocknetem Kraut gab es nicht öfter als zehn Mal.

Wiederholte Beschwerden in dieser Angelegenheit beim Chef des Unshlag und der Sanitätsabteilung bleiben unberücksichtigt; wie auch die Vertreter der Verwaltung nicht die erforderliche Aufmerksamkeit in dieser Angelegenheit aufwandten, sondern diese Angelegenheit mit Versprechungen auf unsere baldige Verlegung von hier und Ausflüchten abtaten.

3.) In der Zeit meines Aufenthaltes im Workuta-Lager, Abt. 175-5, sind von meinem Lohn für die Zeit vom August 1954 bis Februar 1955 durch die Administration Abzüge von mehr als 20 Prozent meines Gesamtlohnes einbehalten worden.

Anfang April habe ich eine Eingabe dorthin gesandt mit der Bitte, die hohen Abzüge an mich zu überweisen. Eine Antwort habe ich bis jetzt nicht erhalten, obwohl seit dieser Zeit vier Monate vergangen sind.

Weil alle diese Eingaben im Verlauf der letzten 5 Monate aus den oben dargelegten Anlässen an die verschiedenen Instanzen (die Verwaltung des GULAG, das Innenministerium, das Rote Kreuz, das Postministerium)

102

sich als vergeblich erwiesen haben und ohne Ergebnis blieben, bitte ich das ZK der KPdSU nachdrücklich, sich dieser Angelegenheiten anzunehmen und mich über das Resultat dieser Bemühungen zu informieren und im Ergebnis die vorgegebene Ordnung wieder herzustellen.

21/VI/55

Bude

Stempel:  
Sektion Briefe 2.VII.55  
der allgemeinen Abteilung  
des ZK der KPdSU

Dokument 5:

Brief des ZK der KPdSU, 7. Juli 1955, an das Innenministerium der UdSSR, die Beschwerde vom 21. Juni 1955 betreffend (Original und Übersetzung)

Пролетарии всех стран, соединяйтесь!

Коммунистическая Партия Советского Союза. ЦЕНТРАЛЬНЫЙ КОМИТЕТ  
Москва, Старая пл., д. 4.      Телеф. К 6-26-72; АТС Кремля 20-61.

---

№ ЦК      253825      „ 7 ИЮЛ 1955      1955 г.

Министерство Внутренних Дел СССР

71890

Посылаем Вам на рассмотрение письмо Буде Р.,  
адресованное в ЦК.

О результатах рассмотрения просьба сообщить заявителю.

97284

/Зав. Общим отделом ЦК

*[Signature]*

С при ответе обязательно сослаться на наш номер и фамилию заявителя)

ек

.....Proletarier aller Länder vereinigt Euch!

**Кommunistische Partei der Sowjetunion,      Zentralkomitee**

Moskau, Alter Platz Hs. 4    Tel.K 6-26-72, ATS Kreml 20-61  
Nr.ZK 253825      07.Juli 1955

(AN) Ministerium für innere Angelegenheiten UdSSR  
71890 ???

Wir übersenden Ihnen zur Prüfung ein Schreiben Bude  
R., adressiert an das ZK.

Die Ergebnisse der Prüfung bitten wir dem Antragsteller  
mitzuteilen

-Leiter der Allgemeinen Abteilung, des ZK 97284  
Unterschrift  
EK

Aufdruck am linken Rand:

Bei Antwort unbedingt auf unsere Nummer und den  
Familiennamen des Antragstellers verweisen

Dokument 6:  
Russische Rehabilitierungsurkunde, 25. Oktober 1993



ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА  
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

ГЛАВНОЕ УПРАВЛЕНИЕ ПО НАДЗОРУ  
ЗА ИСПОЛНЕНИЕМ ЗАКОНОВ  
В ВООРУЖЕННЫХ СИЛАХ

25 октября 1993 г.  
№ Зув - 25626-53  
103160, г. Москва, К-160

СПРАВКА О РЕАБИЛИТАЦИИ

Настоящим документом подтверждается, что гражданин Германии Буле Роланл, 1926 года рождения, ролившийся в городе Фрайвальгау (Чехословакия), немец, проживавший в настоящее время по адресу: Швистал-2 Германия, был арестован 20 июля 1950 года контрразведкой МГБ СССР и осужден советским военным трибуналом гарнизона гор.Шверин 31 октября 1950 года на основании ст.ст. 58-6 ч.1, 58-10 ч.2 и 58-11 Уголовного кодекса РСФСР к 25 годам лишения свободы в ИТЛ с конфискацией ценностей, изъятых при аресте в том, что он в соответствии с п."а" ст.3 и ст.8 ч.2 Закона РСФСР "О реабилитации жертв политических репрессий" от 18 октября 1991 года реабилитирован с полным восстановлением прав.

Старший военный прокурор отдела реабилитации  
прокуратуры Российской Федерации  
полковник юстиции

*Возин П.А.*





Dokument 7:  
Russische Rehabilitierungsurkunde, 25. Oktober 1993, Übersetzung

Wappen

Generalstaatsanwaltschaft  
Der Russischen Föderation

-----  
Hauptverwaltung für  
Aufsicht über die Durchführung  
der Gesetze in den Streitkräften

25. Oktober 1993  
Nr. Suw-25676-53  
103160, Stadt Moskau, K-160

#### BESCHEINIGUNG ÜBER DIE REHABILITIERUNG

Mit diesem Dokument wird bestätigt, dass der deutsche Staatsbürger Bude Roland, Geburtsjahr 1926, geboren in der Stadt Freiwaldau (Tschechoslowakei), Deutscher (Volkszugehörigkeit), gegenwärtig wohnhaft in Swisttal 2, Deutschland, am 20. Juli 1960 durch die Spionageabwehr des MGB (Ministerium für Staatssicherheit) der UdSSR verhaftet und durch das Sowjetische Militärtribunal der Garnison der Stadt Schwerin am 31. Oktober 1950 nach Artikel 58-6/1, 58-10/2 und 58-11 des Strafgesetzkodex der RSFSR zu 25 Jahren Freiheitsentzugs im ITL (Besserungs-Arbeitslager) mit Konfiskation der Wertsachen bei seiner Verhaftung verurteilt wurde und dass er in Übereinstimmung (Anwendung) mit/von Punkt „a“ Artikel 3 und Artikel 8/2 des Gesetzes der RSFSR „Über die Rehabilitierung der Opfer politischer Repressalien“ vom 18. Oktober 1991 rehabilitiert ist mit voller Wiedereinsetzung in seine Rechte.

Militär-Oberstaatsanwalt der Abteilung Rehabilitierung  
der Staatsanwaltschaft der Russischen Föderation  
Oberst der Justiz Wolin A.A.  
Unterschrift Dienstsiegel

## Publikationsverzeichnis

### In der Schriftenreihe des Berliner Landesbeauftragten sind bisher erschienen:

Bd. 1: *Siegfried Mampel*, Der Untergrundkampf des Ministeriums für Staatssicherheit gegen den Untersuchungsausschuß Freiheitlicher Juristen in West-Berlin. 4., neubearbeitete u. wesentlich erweiterte Aufl., 1999

Bd. 2: *Gunter Holzweißig*, Klassenfeinde und „Entspannungsfreunde“. West-Medien im Fadenkreuz von SED und MfS, 1995

Bd. 3: *Roland Brauckmann*, Amnesty International als Feindobjekt der DDR, 1996

Bd. 4: *Jutta Braun, Nils Klawitter, Falco Werkentin*, Die Hinterbühne politischer Strafjustiz in den frühen Jahren der SBZ/DDR. 4., unveränderte Aufl., 2006

Bd. 5: *Hans-Eberhard Zahn*, Haftbedingungen und Geständnisproduktion in den Untersuchungs-Haftanstalten des MfS. 6., unveränderte Aufl., 2011

Bd. 6: *Ilko-Sascha Kowalczyk*, Die Niederschlagung der Opposition an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin in der Krise 1956/57. Dokumentation einer Pressekonferenz des Ministeriums für Staatssicherheit im Mai 1957. 3., unveränderte Aufl., 2006

Bd. 7: *Jan Foitzik*, Der sowjetische Terrorapparat in Deutschland. Wirkung und Wirklichkeit; *Wolfgang Buschfort*, Die Ostbüros der Parteien in den 50er Jahren. 3., unveränderte Aufl., 2006

Bd. 8: *Siegfried Berger*, „Ich nehme das Urteil nicht an“. Ein Berliner Streikführer des 17. Juni vor dem Sowjetischen Militärtribunal. 5., unveränderte Aufl., 2012

Bd. 9: *Jenny Niederstadt*, „Erbitten Anweisung!“. Die West-Berliner SEW und ihre Tageszeitung „Die Wahrheit“ auf SED-Kurs, 1999

Bd. 10: *Siegfried Mampel*, Entführungsfall Dr. Walter Linse. Menschenraub und Justizmord als Mittel des Staatsterrors. 3., unveränderte Aufl., 2006

Bd. 12: *Klaus Bästlein, Annette Roszkopf, Falco Werkentin*, Beiträge zur juristischen Zeitgeschichte der DDR. 4., aktualisierte Aufl., 2009

Bd. 13: *Detlef Kühn*, Das Gesamtdeutsche Institut im Visier der Staatssicherheit. 2001. 3., ergänzte Aufl., 2011, nur als Download erhältlich.

Bd. 14: *Wolfgang Buschfort, Philipp-Christian Wachs, Falco Werkentin*, Vorträge zur deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte. 2., durchgesehene Aufl., 2007

Bd. 15: *Falco Werkentin (Hg.)*, Der Aufbau der „Grundlagen des Sozialismus“ in der DDR 1952/53. 2., durchgesehene Aufl., 2007

Bd. 16: *Jens Schöne, Falco Werkentin*, 17. Juni 1953. Orte und Ereignisse in Ost-Berlin. 4., unveränderte Aufl., 2012

Bd. 17: *Gerd Utech*, Prägende Jahre in Potsdam und Sibirien 1945-1955. Ein Zeitzeugenbericht. 2., unveränderte Aufl., 2008

Bd. 18: *Michael Heghmanns, Wolff Heintschel von Heinegg*, Der Staatssicherheitsdienst in der Lausitzer Rundschau, 2003

Bd. 19: *Jens Schöne*, Erosion der Macht. Die Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit in Berlin. 3., unveränderte Aufl., 2011

Bd. 20: *Andrea Huterer (Hg.)*, Sobirai weschtschi! Pack deine Sachen! Jugendjahre im Gulag. Erinnerungen von Bodo Platt. 3., unveränderte Aufl., 2001

Bd. 21: *Johannes Weberling, Giselher Spitzer (Hg.)*, Virtuelle Rekonstruktion „vorvernichteter“ Stasi-Unterlagen. Technologische Machbarkeit und Finanzierbarkeit – Folgerungen für Wissenschaft, Kriminaltechnik und Publizistik. 2., durchgesehene Aufl., 2007

Bd. 22: *Jens Schöne*, Stabilität und Niedergang. Ost-Berlin im Jahr 1987. 6., unveränderte Aufl., 2012

Bd. 23: *Jörg Rudolph, Frank Drauschke, Alexander Sachse*, Hingerichtet in Moskau. Opfer des Stalinismus aus Berlin 1950-1953, 2007

Bd. 24: *Heinz Schwollius*, Aus der Todeszelle in die Hölle von Bautzen. 3., unveränderte Aufl., 2012

Bd. 25: *Christoph Wunnicke*, Wandel, Stagnation, Aufbruch. Ost-Berlin im Jahr 1988, 3., unveränderte Aufl., 2011

Bd. 26: *Martin Gutzeit (Hg.)*, Auf dem Weg zur Friedlichen Revolution? Ost-Berlin in den Jahren 1987/88. 3., unveränderte Aufl., 2011

Bd. 27: *Klaus Bästlein*, Vom NS-Täter zum Opfer des Stalinismus: Dr. Walter Linse. Ein deutscher Jurist im 20. Jahrhundert, 2. Aufl., 2010

Bd. 28: *Falco Werkentin* (Hg.), Selbstbehauptung, Widerstand und Verfolgung: „Die sozialistische Jugend Deutschlands – Die FALKEN“ in Berlin 1945 bis 1961. Ausstellungskatalog, 2008

Bd. 29: *Jens Schöne* (Hg.), Revolution. Die DDR im Jahr 1989, 2., unveränderte Aufl., 2011

Bd. 30: *Roland Bude*, Workuta. Strafe für politische Opposition in der SBZ/DDR, 2. unveränderte Aufl., 2012

Bd. 31: *Klaus Bästlein* (Hg.), Die Einheit. Juristische Hintergründe und Probleme. Deutschland im Jahr 1990, 2011

Bd. 32: *Armin Mitter*, „Die Tragödie ist vorbei“. Die Alliierten in Berlin 1989/90, 2011

Bd. 33: *Martin Gutzeit* (Hg.), Querschnitt einer Diktatur. Die DDR 1952 – 1962 – 1972 – 1982, 2012